Lane Medical Library

Das Versehen der Schwangeren in Volksglaube und Dichtung.

NEW YORK ACADEMY OF MEDICINE

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der medizinischen Doktorwürde

an der

Friedrich-Wilhelm-Universität zu Berlin

von

Fritz Kahn.

Tag der Promotion: 15. August 1913.

Frankfurt a. M.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1912.

Gedruckt mit Genehmigung
der
Medizinischen Fakultät der Universität Berlin.

Referent: Prof. Dr. **Franz.**

Veröffentlicht in:
Sexual-Probleme, Zeitschrift f. Sexualwissenschaft u. Sexualpolitik 1912
Mai, Juni.

Druck der Königl. Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg.

Dem Andenken

an

Frau Cilly Heilbrun.

Inhalt.

Seite

Das Versehen der Schwangeren, ein uralter asiatischer Glaube, wie bewiesen wird durch seine Verbreitung.

A. Das Versehen bei den Naturvölkern

Mangel jeglichen Beispiels bei nichtasiatischen Völkern

Fülle von Beispielen bei

I. Naturvölkern asiatischer Herkunft

Malaien und Südseeinsulaner:

1. Borneo 4
2. Sumatra 4
3. Java 4
4. Nias 5
5. Amboina und Uliaseinseln 5
6. Babberinseln 5
7. Luzon 5
8. Karolinen 5
9. Admiralitätsinseln 5
10. Samoa 5

II. Naturvölker unter asiatischem Kultureinfluss

1. Amerika
   a) Nordamerika: Tlinkiten (Koloschen) 6
   b) Südamerika
      1. Karaiben 6
         Am Orinoco
         Auf Haiti
      2. Neger am Magdalenenstrom 7
      3. Indianer des Gran Chaco 7
      4. Azteken 7
2. Afrika
   a) Massua 7
   b) Madagaskar 8
   c) Ostküste
      Nordteil: Somali 8
      Südteil: Suaheli 8
   d) Innerafrika: Waganda 8
   e) Nordafrika: Abessinier, Kaffitscho 8
   f) Westküste: Laongoneger 9

Seite

B. Das Versehen bei den Kulturvölkern

I. Des Altertums

1. Inder 10
2. Chinesen 12
3. Japaner 13
4. Thaivölker 14
5. Babylonier 15
6. Ägypter 16
7. Meder 16
8. Juden 16
9. Griechen 24
10. Römer 27
11. Carthager 28
12. Araber 29

II. Des Mittelalters

1. Deutschland
   a) Kirchenväter 30
   b) Volksbücher 31
   c) Staatliche Erlässe 32
   d) Volksleben 34
   e) Luther 35
2. Frankreich
   a) Geschichte Frankreichs
      Zeitalter der Capetinger 35
      Zeitalter Ludwig XIV. 36
      Zeitalter der Revolution 36
   b) Geistesleben Frankreichs
      Zeitalter des Skeptizismus 37
      Zeitalter des bel esprit 37
3. England
   a) Geschichte 39
   b) Geistesleben 39
   c) Dichtung 40
4. Italien 41
5. Spanien 41
6. Polen 42

III. Der Neuzeit

1. Im Volksglauben
   a) Callipaedie 44
   b) Knabenerzeugung 45
   c) Versehen an Heiligenbildern 45
   d) Versehen an Leichen 46
   e) Versehen an Blut 46
   f) Versehen an Feuer 46
   g) Versehen an Wasser 47

Seite

h) Versehen an Tieren 47
i) Versehen an Früchten 48
k) Verbot des Genusses von Doppelfrüchten 49
l) Verbot des Stehlens 50
m) Die Befriedigung der Gelüste 51
n) Das Spinnen in der Schwangerschaft 53
o) Das zerbrochene Geschirr in der Schwangerschaft 53
p) Die Massregeln gegen das Versehen 54

2. In der Dichtung

a) Die klassische Periode

Goethe 55
Bettina von Arnim 56
Lavater 56
Herder 56
Jean Paul 56

b) Die philosophische Literatur

Kant 57
Naturphilosophie 58
Ed. v. Hartmann 58
Lotze 58
Dessoir 58

c) Populärwissenschaft 59

d) Romantische Schule

Heine 60
E. T. A. Hoffmann 60
Immermann 60
Petöfi 60
Zigeunerlieder 60

e) Moderne Literatur

Schnitzler 61
Holtei 62
Presber 62
Björnson 62
Strindberg 62
Meyrink 63
Dülberg 63
Manteuffel 63
Croker 64
Erdmann-Graser 64

Wertschätzung des Volksglaubens bei den Schriftstellern . . . 65
Zusammenfassung der Ergebnisse 66

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/dasversehendersc0000frit

Der Anfang aller Wissenschaft ist der Volksglaube. Je älter eine Forschung, je fester ihr Zusammenhang mit dem persönlichen Leben, um so inniger sind ihre Anfänge mit den Vorstellungen und Erfahrungen des Volkes verwachsen. Gerade die Medizin als die älteste und in das Gefühlsleben des Einzelnen einschneidendste aller Wissenschaften greift mit ihren Wurzeln tiefer als irgend eine andere Disziplin menschlicher Forschung in den Grund der Volksseele; und in ihrem Bereich sind es vor allem die elementaren Äusserungen des Lebens: Zeugung, Empfängnis, Ehe, Geburt und Wochenbett, die von jeher durch das grosse Mysterium der Liebe dem Dichten und Sagen des Volkes anheimgegeben sind, ihm noch gesichert durch die Ohnmacht der Vorzeit gegenüber den schier unenthüllbaren Geheimnissen der Menschwerdung, da es doch erst dem 19. Jahrhundert vorbehalten war, das Kapitel der Ontogenie der Theologie und Metaphysik zu entreissen und dem Schatz der empirischen Forschung einzuverleiben.

Das älteste, volkstümlichste und in ethnologischem Sinn universalste aller Probleme dieses Ideenkreises ist das Versehen der Schwangeren.

Nicht als handle es sich um ein seltenes und sozusagen okkultes Phänomen, das selbst vor dem Forum der modernen Wissenschaft noch problematisch genannt werden muss, sondern als sei es ein Faktum der täglichen Erfahrung, lebt der Glaube an das Versehen von der frühesten Jugend der Menschheit im Geiste der Völker. „L'origine se perd pour ainsi dire dans la nuit des Temps“[1]). „Sein Anfang verliert sich

[1]) Jean Francois Bechet „Essai sur les Monstruosités humaines“ Paris 1829 S. 11.

im Nachtgrauen der Zeiten“: in der uralten Mythe, die die Mutter der Wissenschaft ist, taucht es auf, Jahrtausende ehe die Wissenschaft begründet ward, unauffindbar in seinem Ursprung, von keinem erdacht und von keinem bewiesen, lebendig in aller Mund wie das Sprüchwort, das Hausmärchen und der Volksgesang, ebenso verbreitet bei den Völkern am Euphrat und an den chinesischen Küsten, ebenso gläubig verehrt von den Nomaden des nordischen Europas wie von den Negern Afrikas und von den Indianern in den Pampas Inneramerikas. Es scheint, als hätten die Stämme bei jenem hypothetischen Auszug aus ihrem gemeinsamen Mutterland Asiens die Überzeugung von dem Einfluss der Schwangeren auf das ungeborene Kind vielleicht als die älteste psychologische Erfahrung des Menschengeschlechts mit hinausgenommen und bei ihrer Zerstreuung über alle Zonen der Erde ausgebreitet, — eine Vermutung, die durch nähere Untersuchungen bestätigt werden wird. Und von diesen Urzeiten an hat sich der Glaube an das Versehen der Schwangeren wie eine heilige Tradition von Wochenstube zu Wochenstube, von Amme zu Amme, von Mutter auf Tochter fortgepflanzt und sich allen wissenschaftlichen Beteuerungen und „Aufklärungsversuchen“ zum Trotz bis auf den heutigen Tag erhalten.

Gerade jetzt gewinnt diese folkloristische Erscheinung ein erneutes Interesse. Denn dieser uralte Volksglaube, der in der Wissenschaft wie von einem Ahasverschicksal verfolgt von Leben zu Tod und von Tod zu Leben getrieben wurde, ist in den neuesten Tagen besonders von Seiten anglo-amerikanischer Forscher wieder zum Gegenstand ernster Untersuchungen erhoben worden. Nachdem er nämlich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von dem Rationalismus, der als Reaktion auf die Naturphilosophie und den kläglich geendeten Mesmerismus folgte, ins Reich der Fabel gewiesen und in der zweiten Hälfte desselben von der materialistischen Kritik der darwinistischen Epoche verleugnet worden war, ist er unter dem Einfluss der neueren experimentellen Psychologie, vor allem der Ergebnisse des experimentellen Hypnotismus und der Suggestionserscheinungen zu neuem und

wie es scheint berechtigtem Dasein erweckt worden. Im Hinblick auf diese Restitution des Glaubens an den Einfluss der Mutter auf das intrauterine Kind durch Empirie und Induktion ist eine Zusammenstellung der Volksmeinungen und eine Übersicht über die Wandlungen derselben im Lauf der Zeiten nicht ohne Belang, indem die Erkenntnis des Alters, der Verbreitung und der Unausrottbarkeit dieser Ideen als eine zwar nicht beweisende aber eminent überzeugungskräftige deduktive Bestätigung des wissenschaftlich induktiven Verfahrens gelten kann.

Der Volksglaube der Naturvölker muss als das älteste Dokument der historischen Ethnologie angesprochen werden, trotz der Unbestimmbarkeit seines Alters, da ja überhaupt noch die Frage offen ist, ob die Naturvolkstufe ein primäres Entwicklungsstadium oder ein sekundärer Rückfall von höherer Kultur in die Barbarei darstellt. Die Verbreitung des Glaubens an das Versehen erscheint anthropogeographisch fast universal, und die Autoren pflegen diese Ubiquität mit besonderem Nachdruck zu betonen. Ploss[1]) behauptet: „An das Versehen der Schwangeren glaubt man im Volke fast überall.“ Sartori[2]) äussert sich in demselben Sinn. Hovorka und Kronfeld[3]) schreiben: „Der Glaube an das Versehen der Schwangeren ist auch bei den meisten Naturvölkern Asiens, Afrikas und Amerikas verbreitet.“ Allein diese Auffassung einer diffusen Verbreitung, wie man sie für den Animismus, Fetischismus, Totemismus und andere Volksvorstellungen nachweisen kann, bekundet sich bei näherer Untersuchung bezüglich des Versehens als irrig. Auffällig ist schon, dass in der Literatur über ganze Völkergruppen nicht ein einziges Beispiel zitiert wird, während die Exempel in anderen Landstrichen gehäuft auftreten, und diese Unregelmässigkeit der geographischen Verbreitung kennzeichnet das Unwahrscheinliche der bisher herrschenden Ansicht, dass der Glaube an

[1]) H. Ploss „Das Kind in Brauch und Sitte der Völker.“ 2. Aufl. Berlin 1882 S. 32.

[2]) Paul Sartori „Sitte und Brauch.“ Leipzig 1910. Bd. I. S. 21.

[3]) Hovorka und Kronfeld „Vergleichende Volksmedizin.“ Stuttgart 1908. Bd. II. S. 550.

das Versehen sozusagen autochthon bei den einzelnen Völkerschaften entstanden sei, wie es beispielsweise J. C. Welge annimmt[1]): „Ohnfehlbar sind die Völker durch wiederholte Erfahrungen auf jenen Gedanken geführt und mich deucht, dass aus dieser Ursache die berühmtesten und beliebtesten Ärzte jenen Volksglauben bis auf den heutigen Tag nicht haben wegdemonstrieren können.“ Diese Auffassung einer multiplen Genese auf empirischer Basis erweist sich für den Glauben an das Versehen als haltlos. Denn eine kritische Sichtung des zugänglichen Materials erbrachte mit erstaunlicher Exaktheit den Beweis, dass das Versehen nicht „bei allen Völkern der Erde“, sondern altasiatischen Ursprungs nur den Völkern bekannt ist, die aus Asien auswanderten oder von asiatischen Völkern ihre Kultur empfingen.

Der Glaube an das Versehen muss in undenklichen Vorzeiten in Asien entstanden sein. Denn von hier, dieser Wiegenstätte des Menschengeschlechts und aller Kultur, lassen sich seine Spuren nach allen Himmelsrichtungen auf den Pfaden der Völker verfolgen. In welche Breitengrade oder Zonen auch asiatischer Einfluss gedrungen, überall ist dieser Glaube mitgegangen, aber auch nur dahin. Es ist nicht gelungen, auch nur ein einziges Exempel aufzufinden, das nicht den Stempel dieser altasiatischen Herkunft trägt, während es umgekehrt nicht ein einziges Volk gibt, das aus Asien kam ohne an das Versehen zu glauben.

Die bedeutendste Völkerschaft, die Asiens Boden verliess, sind die Malaien, deren geistiger Besitz fast ausnahmslos indischen Charakter trägt. In ganz Polynesien gilt das Versehen als fest begründete Naturerscheinung. Auf Borneo und Sumatra existieren Vorschriften zum Schutz der Frauen gegen Versehen[2]) und die Javaner, die oft gesprenkelte Kinder bekommen, glauben, dass die Mutter sich

---

[1]) J. C. Welge „Über die Wirkung der Einbildungskraft der Schwangeren auf einzelne Teile ihrer Frucht“ in Starks „Archiv für die Geburtshilfe“ Jena 1793 Bd. V III S. 369—399.

[2]) Jul. Jacobs „Het Familie en Kampongleven op Groot-Atjeh“. Een Bijdrage tot de Ethnigraphie van Nord-Sumatra. Leiden 1894.

an einem dort viel genossenen Seefisch, der Iwake Lanut genannt wird, versehen habe. Auf Nias, westlich von Sumatra, werden die Massregeln wider das Versehen streng innegehalten. Nach dem Missionar Thomas[1]) „darf sie nicht an solchen Orten vorübergehen, wo früher eine Ermordung eines Menschen oder Schlachtung eines Karabau oder Verbrennung eines Hundes stattfand, weil sich sonst bei dem zu erwartenden Kind irgend etwas finden wird von den Krümmungen und Windungen des sterbenden Menschen oder Tieres. Sie gucken in keinen Spiegel und in kein Bambusrohr, weil sonst das Kind schielen wird. Sie gehen an keinem Ort vorbei, wo früher der Blitz eingeschlagen habe, weil sonst der Körper des Kindes schwarz sein wird.“ Die Dajaken auf Borneo verbrennen aus gleicher Furcht nichts. (Grabowsky). Von hier aus lässt sich der Glaube an das Versehen nach Osten über die ganze Inselwelt des Stillen Ozeans verfolgen. Auf Ambon (Amboina) und den Uliaseinseln soll die Frau im Essen mässig sein, um mässige Kinder zu gebären. Auf den Babberinseln darf sie während der Schwangerschaft nicht spinnen, was noch heute die Frauen Europas unterlassen aus Furcht vor Nabelschnurverwicklungen. Die Ilocanen auf Luzon (Philippinen) glauben, dass durch unbefriedigte Gelüste der Schwangeren die reine Hautfarbe und die Wolgestalt des Kindes geschädigt werden. Von den östlich davon gelegenen Carolinen berichtet Carl Heinrich Mertens, der im Jahre 1816 die russische Expedition unter Kapitän Lütke begleitete, dass die Frauen in der Schwangerschaft sich das Gesicht nicht mehr schminken dürften, ein Verbot, das sich gewiss auf die gefürchteten Konsequenzen für das Kind zurückführen lässt. Auf den Admiralitätsinseln essen die Schwangeren keine Jamwurzeln, damit das Kind nicht dünn und lang, keine Taroknollen, dass es nicht dick und kurz werde[2]), auf den Fidschiinseln nicht den Fisch vesu, weil sonst das Kind Zähne wie dieser bekäme[3]). Die Samoanerinnen glauben nach

[1]) J. W. Thomas „Die Enthaltungen und Beobachtungen von Schwangeren auf Nias“ in Globus 1881 Bd. I. S. 13.

[2]) R. Parkinson „30 Jahre in der Südsee“. Herausgegeben von Ankermann, Stuttgart 1907.

[3]) Ploss „Das Kind in Brauch und Sitte der Völker“ Ausg. v. Renz, Lpz. 1911. S. 40. Hierselbst werden ähnliche Speiseverbote aufgezählt von vielen polynesischen, ostasiatischen, australischen u. amerikanischen Völkern.

den Berichten von W. v. Bülow[1]), dass der Gegenstand, den die Mutter isst oder stiehlt, als ein schwarzer Fleck auf dem Leibe des Kindes wiedererscheine, genau entsprechend dem europäischen Volksglauben, und gegen diese Makel, „ila uliuli", wenden sie gar keine Mittel an, „weil sie eine Folge des schlechten Verhaltens der Mutter sind".

Alle diese verstreuten Südseeinseln bilden als die emporragenden Gipfel eines heute überfluteten Erdteils die natürliche Brücke zwischen Asien und Amerika. Aber selbst ohne Rücksicht auf diese natürliche Kulturstrasse könnten die engen Beziehungen der amerikanischen Indianer zu den asiatischen Stämmen allein aus ihrer anthropologischen Mittelstellung zwischen der kaukasischen und mongolischen Rasse hergeleitet werden, selbst wenn nicht in neuerer Zeit die asiatische Herkunft der amerikanischen Kultur so stark auch von den Ethnologen betont worden und Gräbner so weit gegangen wäre, die Hypothese eines gemeinsamen Ursprungs der ozeanischen und amerikanischen Kultur zu rechtfertigen. Jedenfalls weisen Anklänge an den Glauben an das Versehen bei den Koloschen, die an der Westküste Nordamerikas bis hinauf nach Alaska und an die Beringsstrasse dem Fischfang nachgehen und somit Asien zunächst sind, deutlich auf asiatische Einflüsse hin, zumal die Kultur der Tlinkiten überhaupt rein asiatisch ist[2]).

Von den Indianern Südamerikas, deren Hauptvertreter die Karaiben im Stromgebiet des Orinoco sind, berichtet der Abt Phil. Salvat. Gilius[3]): „Noch muss ich einen Umstand erwähnen, der die schwangeren Weiber betrifft, und dies ist, dass sie ebenso wie die Weiber bei uns in diesen Umständen ein heftiges Verlangen nach gewissen Speisen und Dingen haben oder zu haben vorgeben. Die Mäler, welche, wie man sagt, von einem solch unbefriedigten

[1]) W. v. Bülow „Das Geschlechtsleben der Samoaner". „Anthropophyteia" Jahrbücher f. folklorist. Erhebungen u. Forschungen zur Entwicklungsgeschichte d. geschlechtlichen Moral. Leipzig 1907. S. 90. Ebenso „Globus". Bd. 78. S. 209—210.

[2]) Franz Boas „Second General Report on the Indians of British-Columbia". British Association for the advancement of Science. London 1891.

[3]) P. S. Gilius „Nachrichten vom Lande Guinea und dem Orinocofluss." Hamburg 1785. S. 356.

Appetit bei den Kindern entstehen, nennen sie „Lügen“ oder „Tipicveti“, welches soviel heisst als ein Schandfleck, welcher von einem Verlangen entsteht.“ Diese Auffassung der Muttermäler und Schwangerschaftsgelüste deckt sich so widerspruchslos mit denen der Südseeinsulaner, dass an ihrer Identität resp. ihrem gemeinsamen Ursprung kein Zweifel aufkommen kann. Auf Haiti, wo sich die Karaiben früh niederliessen, sah Fritz Häussler[1]) ein Kind mit schwarzen Flecken, dessen Vater ihm auf Befragen die Antwort gab: „Mamanli t'envi cafè li pa tè join.“ (Die Mutter hatte Lust nach Kaffee und konnte keinen kriegen.) Ein Pendant hierzu bietet Le Père Gumillas[2]) Beschreibung eines schwarz-weiss gesprenkelten Negermädchens aus Carthagena am Magdalenenstrom, dessen Mutter sich an einer gesprenkelten Hündin, die sie sehr liebte und immer um sich hatte, nach der Ansicht der Neger versehen haben sollte.

Auch den Indianern der südlichen Hemisphäre sind die „maternel impressions“ nicht fremd. Die Indianerin des Gran Chaco isst kein Schaffleisch in der Schwangerschaft, damit ihr Kind nicht stumpfnasig zur Welt komme. Ähnliche Vorschriften gegen das Versehen finden sich bei den Azteken (Bancroft).

Ebenso weit wie nach Osten und ebenso deutlich als asiatisch lässt sich der Glaube an das Versehen nach Westen verfolgen. Die Ainufrau von Kamtschatka, den Kurilen und Sachalin darf nicht spinnen, damit die Eingeweide des Kindes sich nicht verschlingen (Pilsudski), und die Khasifrau in Assam (Himalaja) weder nähen noch flechten. Die Prabu in Bombay halten die Schwangere ab von Leichen und Unglücksstätten. Bei den Bewohnern der Insel Massua im arabischen Meerbusen darf die Schwangere keine rote Farbe an ihrem Kleide haben, was auch den Frauen vieler afrikanischer Negerstämme verboten ist, und vielleicht mit der Furcht vor schädlichen Einwirkungen auf das Kind in Beziehung steht. Die Kultur Madagaskars und der Ostküste

[1]) Fritz Häussler „Zauberglaube auf Haiti“. Anthropophyteia 1911. S. 163.

[2]) Gumilla „L'histoire de l'Orénoque“, 1738 I. 1. S. 149.

Afrikas, die den Indischen Ozean im Westen begrenzt und deren nördlicher Teil von den Somali, deren südlicher von den Suaheli bewohnt wird, ist asiatisch, besser gesagt indonesisch. Passatwinde und Meeresströmung haben in diesen Zonen eine natürliche Kulturstrasse von Osten nach Westen, von Asien nach Ostafrika geschaffen. Daher ist Madagaskar geradezu eine Kolonie der Malaien, und seine Urbevölkerung, die Hova, die aus Polynesien hierher auswanderten, kennen das Versehen genau noch in der altheimatlichen Form wie es auf Sumatra lebt. Ihren schwangeren Frauen verbieten sie, Ochsenmaul zu essen, damit das Kind keine Hasenscharte bekommt, und keinen Schweinsrüssel, damit seine Oberlippe nicht umgestülpt werde, ein Verbot, das auch die Karaiben Amerikas befolgen, und dem ähnliche Verbote innerafrikanischer Stämme zur Seite stehen, beispielsweise bei den Waganda von Uganda[1]). Auf dem Festlande hat der Glaube an das Versehen bei den Somalistämmen eine so bestimmte Gestalt gewonnen, dass bei den Makonda im nördlichsten Küstenteil Deutsch-Ost-Afrikas und bei den Wahamba ein förmlicher Ritus gegen Versehen existiert. Die Frau, die sich versehen zu haben glaubt, muss die Hände hinter dem Rücken schwingen und ausrufen: „Weggesagt!“ (Hildebrand.)

Dieser Verehrung des Glaubens an das Versehen an der Ostküste Afrikas steht in der Literatur über die Stämme des übrigen Afrikas nicht nur der völlige Mangel jeglichen Beispiels, sondern sogar das negative Ergebnis folkloristischer Erhebungen gegenüber. Während bei Völkern mit Mischkulturen, wie den Abessiniern, der fremde Einfluss noch soweit eingedrungen ist, dass J. Bieber[2]) von ihnen sagt: „An das Versehen der Schwangeren glauben die Abessinierinnen anscheinend nicht, dagegen an die Wirkung unbefriedigter Gelüste der Schwangeren

[1]) John Roscoe „Notes on the manners and customs of the Baganda“. The Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland. Vol. XXXI. London 1901. S. 119 and Vol. XXXII. S. 25—80.

[2]) Fr. J. Bieber „Geschlechtsleben in Aethiopien“. Anthropophyteia 1908. S. 64.

auf die Leibesfrucht", konnte derselbe Forscher bei den ganz streng abgesondert lebenden Urbewohnern dieser Länder, den Kaffitscho, nicht nur das Fehlen des Glaubens an das Versehen, sondern sogar die Unkenntnis von Speiseverboten feststellen: „Für die Schwangeren bestehen bei den Kaffitscho keine besonderen Speiseverbote."

Gegenüber diesen folgerichtig asiatischen Verbreitungszonen nur an den Ostküsten, taucht der Glaube an das Versehen scheinbar völlig unvermittelt bei Bantu-Völkern an der Laongoküste an der Kongomündung auf. E. Pechuel-Loesche[1]) berichtet: „Als einst unsere Leute eine Frau fingen, die in unserer Pflanzung grüne Maisähren brach und abknabberte, wurde unsere Beschwerde glatt abgewiesen, weil die Täterin guter Hoffnung war." Also auch hier die Furcht, dem Kinde zu schaden, wenn nicht die Gelüste der Mutter befriedigt werden. Dagegen darf ein Appetit nach Rum von der schwangeren Laongonegerin nicht befriedigt werden, weil das Kind sonst ein Muttermal bekäme. Dieser deutliche Anklang an das Versehen bei diesen Kaffern an der entlegensten Westküste Afrikas scheint der aufgestellten These von der Beschränkung dieses Volksglaubens auf die asiatische Kultur zu widersprechen. Allein der scheinbare Widerspruch verwandelt sich im Licht der neuesten ethnologischen Forschung in ein geradezu beweisendes Moment, nachdem Frobenius erkannte und Ankermann im einzelnen nachzuweisen suchte, „dass sehr viel ältere malaische oder ozeanische Beeinflussungen auch auf das afrikanische Festland übergegriffen haben und vermutlich den Zambesi aufwärts durch das Kongobecken bis nach der Küste von Oberguinea verfolgt werden können." (v. Luschan.)

Somit bekräftigt auch dieser Einzelfall die aufgestellte Behauptung, dass der Glaube an das Versehen nicht, wie bisher angenommen wurde, allgemein verbreitet, sondern rein asiatischen Ursprungs ist, was nach den Ergebnissen der vorliegenden Untersuchung über seine Verbreitung bei den Naturvölkern wohl nicht mehr zweifelhaft erscheinen kann.

---

[1]) E. Pechuel-Loesche „Die Laongo-Expedition". III. Abteilung. II. Hälfte. S. 216.

Es ist überflüssig, heute, wo sich das Wort „indogermanisch" in unserem Sprachschatz zu einem allgemein giltigen fast populären Begriff gefestigt hat, auf den gemeinsamen innerasiatischen Ursprung aller jener Kultur hinzuweisen, deren Entwicklung wir in dem Rahmen der „Weltgeschichte" verfolgen. Durch seine paradiesischen Vorzüge war das Fünf-Ströme-Land zur Geburtsstätte aller Kultur prädestiniert, hier trieb der Menschengeist seine ersten Blüten, hier lebte die älteste medizinische Überlieferung im Geist der Generationen, hier hat auch der Glaube an das Versehen seine früheste Fixation erhalten in dem dritten der vier Veden, dem Ayur-Veda des Susruta. Zwar haben die neueren Forscher die Altersangaben, die Bal Gangadhar Tilak und Jacobi unabhängig von einander auf 4500—3000 Jahre vor Chr. Geb. berechneten, auf ein jüngeres Datum reduziert und E. Haas[1]) stellt es als ziemlich sicher hin, dass die vorhandenen Originale dem ersten nachchristlichen Jahrhundert angehören, trotzdem verbürgt die Mythe, wonach Brahma selbst den Ayur-Veda, dieses „Wissen des Lebens", dem Götterarzte Dhanvantari mitgeteilt habe, der ihn Susruta überlieferte, ein Jahrtausende hohes Alter. Die Ideen über die Behandlung der Schwangeren in diesem ältesten medizinischen Werk sind denen, die wir bei den Naturvölkern antrafen, so adäquat, dass an ihrer Identität gar nicht gezweifelt werden kann. Unbefriedigten Gelüsten folgt die Verunstaltung des entsprechenden Körperteils des Fötus[2]). Über die Beziehungen zwischen den Gelüsten der Mutter und dem Charakter des Kindes, eine Trinkerin beispielsweise wird einen Trinker, eine Zanksüchtige ein epileptisches Kind gebären, eine, die gern Büffelfleisch isst, einen Helden, handeln in dem Ayur-Veda die Abschnitte Caraka[3]), Astanga-

---

[1]) E. Haas „Über den Ursprung der indischen Medizin, mit besonderem Bezug auf Susruta". Ztschr. d. dtsch. morgenländ. Ges. 1876. Bd. 30. S. 617.

[2]) Susruta ed. Jib. Vidy. 3. Aufl. Kalkutta 1889. III, 3, 12, 14.

[3]) Caraka ed. K. Debendra Nath Sen and K. Upendranath Sen, Kalkutta 1897. IV, 4, 8.

sangraha[1]), Astangahrdaya[2]),[3]). Hier werden die Schwangeren vor allem gewarnt, trockene, angebrannte oder verdorbene Speisen zu essen, allein zu Hause zu bleiben, damit sie dem Schreck nicht ausgesetzt seien, an Grabstätten zu gehen, um weder Tote zu sehen noch durch Trauer und Grauen der Frucht zu schaden, in Zorn oder eifriges Reden zu verfallen. Ja, den Gelüsten wird eine so grosse Bedeutung beigemessen, dass man eine Schwangere vom vierten Monat an dauhrdini nennt, d. h. „mit Schwangerschaftsgelüsten behaftet", was sich allerdings teilweise auf falsche anatomisch-physiologische Vorstellungen gründet, denn die altindische Embryologie lehrt: „Im vierten Monat geht die Teilung in alle Haupt- und Nebengliedmassen ganz deutlich erkennbar vor sich; und da der Fötus nun ein deutlich entwickeltes Herz besitzt, ist auch die Substanz des Vorstellungsvermögens deutlich vorhanden, aus dem Grunde, weil es dort seinen Sitz hat. Daher zeigt der Fötus im vierten Monat Verlangen nach Gegenständen der Sinne und man nennt eine solche Frau „mit zwei Herzen" dvihrdaya. Wenn eine Frau ihre Schwangerschaftsgelüste unbefriedigt lässt, gebiert sie ein buckliges, zwergenhaftes, an den Augen missgestaltetes Kind, dagegen, wenn sie ihre Gelüste befriedigt bekommt, gebiert sie einen Knaben, der reich an Kraft ist und lange lebt. Etc. etc.[4])".

Diese Anschauungen des sagenhaften Arztes Susruta haben sich in fast unveränderter Form bis auf den heutigen Tag im indischen Volk erhalten. Richard Schmidt[5]) schreibt über die modernen indischen Ansichten: „Welcher Körperteil der Schwangeren auch immer von schädlichen Einwirkungen zu leiden hat, eben derselbe wird an dem in ihrem Mutterleibe befindlichen Kind in Mitleidenschaft gezogen. Vom ersten Tage an sei die Schwangere fröhlich, trage glänzenden Schmuck und weisse Kleidung, sei auf Gemütsruhe, glückverheissende Dinge, Brahmanen und Respektspersonen bedacht, berühre keine schmutzigen, verunstalteten und mangelhaften Körper, meide schlechte Gerüche, hässliche Anblicke und aufregende Erzählungen, geniesse keine trockenen, abgestandenen, stinken-

---

[1]) Astangasangraha ed. Ganesa Tarte Bombay 1888, II, 2, 202.

[2]) Astangahrdaya ed. Kunte 2. Edit. Bombay 1891. II, 1, 52.

[3]) Astangahrdaya ed. Prabhuram Jivanram. Bombay 1891. II, 3, 206 ff.

[4]) Richard Schmidt „Liebe und Ehe im alten und modernen Indien". Berlin 1904. S. 490.

[5]) Richard Schmidt l. c. S. 480.

den, in Verwesung übergegangenen Speisen, vermeide das Hässliche, suche keine Zuflucht in leeren Häusern, an Grabmalen wie Leichenverbrennungsstätten oder unter Bäumen, meide Zorn, Furcht und Mist. Lasten tragen, lautes Sprechen etc. und alles, was den Fötus tötet.“ Diese Vorschriften für das Leben der Schwangeren — mögen sie vom medizinischen Standpunkt aus berechtigt sein oder nicht — zeugen von einem Adel der indischen Weltanschauung, wie er in dieser schönheitssuchenden Form nur noch einmal in der Weltgeschichte auftaucht — bei den Griechen.

Während die übrigen Schilderer Indiens über diesen Gegenstand nichts Neues hinzufügen, sondern nur den Susrutatext in mehr oder minder ausführlicher Wiedergabe zitieren, erwähnt Crooke[1]) das schon oben mehrfach gestreifte merkwürdige, auch bei westeuropäischen Völkern bekannte Verbot, in der Schwangerschaft zu schneiden oder zu nähen. „A pregnant woman will do no work during an eclipse, as otherwise she believes that her child would be deformed, and the deformity is supposed to bear some relation to the work which is being done by her at the time. Thus, if she were to sew anything, the baby would have a hole in its flesh, generally near the ear. If she cut anything, the child would have a hare-lip“. („Eine Schwangere soll keine Arbeit tun oder es widerfährt ihr, dass das Kind missgestaltet wird und zwar wird diese Missgestalt das Abbild der verrichteten Arbeit sein. Nähte sie, so würde das Kind in seiner Haut ein Loch, meist nahe dem Ohr bekommen, schnitte sie etwas, so würde es eine Hasenscharte davontragen“).

Noch ehe die Inder in ihr heutiges Mutterland einzogen, bedrängten die Chinesen vor ihrer Übersiedelung in die östlichen Provinzen die damals Indien bewohnenden sogenannten Indoaustralier. Auch sie messen wie alle anderen Stämme der mongolischen Rasse dem Versehen, den Gelüsten und Aufregungen der Schwangeren grossen Einfluss auf die Wolgestalt des Kindes bei. In dem „Buch von den berühmten Frauen“ des Lieu-hiang[2]) heisst es: „Einst unterstand eine schwangere Frau sich nicht, nachts auf der Seite zu liegen, beim Sitzen den Körper zu biegen, auf einem Fuss zu stehen

[1]) W. Crooke „The populair Religion and Folk-Lore of Northern India“. Westminster 1896 Bd. I. 22.

Andere Mitteilungen über diesen Gegenstand ibid. Bd. I. 271. Bd. II. 143.

[2]) Siao-hio I. § 2.

ungesunde oder schlecht zerschnittene Speise zu geniessen, auf einer schlecht gemachten Matte zu sitzen, einen garstigen Gegenstand anzuschauen oder üppige Töne zu hören. Abends musste der blinde Sänger die beiden ersten Oden des Tschen- und Tschao-nan im Liederbuch singen, die von der Hausordnung handeln, und sie liess sich anständige Geschichten erzählen. So wurde ein auch geistig gut geartetes Kind geboren“[1]). Ähnliches steht in den Sinesischen Büchern der Schola parvulorum, die der Jesuit Franziskus Noel, Missionar in China, übersetzte[2]). Die Vorschrift des Geburtshelfers, der in China eine sehr populäre Figur ist, lautet: „Nur hüte sich die Schwangere ja, eine Zuschauerin abzugeben, wenn grosse oder kleine Haustiere, Federvieh, Fische etc. geschlachtet und zubereitet werden“. Ein anderer schreibt: „Man hüte sich, eine Schwangere Hasen, Mäuse, Igel, Schildkröten, Ottern, Frösche, Kröten u. dgl. sehen zu lassen“[3]). Um das Mass der Übereinstimmung des chinesischen Volksglaubens mit dem indischen voll zu machen, erwähnt schliesslich v. Martius[4]) das Verbot: „Eine Schwangere vermeide solche Orte, wo man ein Grab bereitet, eine Leiche begräbt etc.“ Da die Chinesen starr an den hergebrachten Sitten festhalten und von einer beispiellosen Ehrfurcht vor den rituellen Traditionen ihres Volkes erfüllt sind, so ist das ungeschwächte Fortleben des alten Glaubens im heutigen China nicht verwunderlich. Der bekannte Erforscher ostasiatischer Kultur, Wilhelm Grube, berichtet darüber[5]): „Sobald die Schwangerschaft konstatiert ist, wird ein Geburtshelfer zu Rate gezogen. Dieser fühlt der Schwangeren zunächst den Puls und beschränkt sich im übrigen in der Regel auf einige allgemein gehaltene Vorschriften. So z. B. wird der angehenden Mutter der Genuss sehr salziger und pikanter Speisen untersagt; auch darf sie nicht steigen, noch auch die Arme emporrecken und muss vor allen Dingen vor jeder Gemütserregung bewahrt bleiben. Nötigenfalls verordnet der Arzt wohl auch gewisse beruhigende Mittel, antaitiyao“.

Die Übereinstimmung japanischer Volksvorstellungen mit den chinesischen kann bei der kulturellen Abhängigkeit

---

[1]) Dr. Joh. Heinr. Plath „Über die häuslichen Verhältnisse der alten Chinesen“ München 1863, S. 30.

[2]) Prag 1711. Cf. „Grosses Universallexikon“ Halle 1739 Bd. 48 S. 1783 und Bd. 21 S. 487.

[3]) cf. Zeitschrift „Snanie“ 1877 Bd. II Beilage 18.

[4]) v. Martius „Abhandlung aus dem Chinesischen“ S. 64.

[5]) Wilhelm Grube „Zur Pekinger Volkskunde“. Veröffentl. aus dem Kgl. Museum für Völkerkunde Berlin 1901 Bd. 8 S. 1.

dieses Inselreiches von den kontinentalen Nachbarstaaten nicht überraschen. „Während der Schwangerschaft vermeiden die Damen unwillkommene Anblicke, Geräusche und Gespräche. Sie verschmähen wohlweislich Kaninchen und Hasen, aus Furcht, ein Kind mit Hasenscharte zu zeugen". Etc.[1]). Als ein neuer Gesichtspunkt ist nur das Durchschimmern eines Gedankens bei den Japanern hervorzuheben, der bei den westlichen Völkern später allgemein verbreitet wurde, dass nämlich die Frucht der Zeugung von dem Gemütszustand der Eltern während der Kohabitation beeinflusst werde, und dass die Übermacht des Weibes bei der Vereinigung die Minderwertigkeit der Nachkommenschaft verheisse. In dem Sagenkreis, der sich um die japanische Kosmogonie gruppiert, begegnet Isanagi am Berge der Isanami und die Frucht ihrer Begegnung ist krüppelhaft und schwach, ist ein ödes, verlassenes Eiland, weil Isanami als Weib dem Mann entgegeneilte und ihn „zuerst berührte".

Zur gelben Rasse gehören noch die Thaivölker, die eine Mittelstellung zwischen den Chinesen, Tibetanern und Malaien einnehmen, und zu denen die Siamesen, die Lao- und die Schanvölker zählen. Ihre medizinischen und vor allem embryologischen Vorstellungen sind ungemein naiv und von abergläubisch-mystischen Begriffen verunreinigt. Können sie daher nicht mit den indisch-chinesischen direkt verglichen werden, so sind ihre Ideen vom völkerpsychologischen Standpunkt um so interessanter durch die Demonstration, wohin die gleichen Urideen je nach der Auffassungsgabe und dem Intellekt eines Volkes hinführen können. In dem Werk Khandha-Vibangini heisst es nach einem Auszug von C. A. Bastian übersetzt: „Ist bei geschlechtlicher Vermischung die Mutter geschwängert worden, so sind die folgenden Zeichen zu beachten: wenn sie ein Gelüste zeigt, das Fleisch des Fisches Masamansa in frischer oder eingesetzter Zubereitung zu essen, so ist das Wesen, mit dem sie schwanger geht, durch eine aus der Hölle emporgestiegene Seele belebt. Verlangt es der Mutter nach säuerlichen Dingen oder Apfelsinen, so kommt die Seele aus dem Garten des Himaphan; wünscht sie Honig und zuckerigen Palmensaft, so kommt die Seele aus den Himmeln etc. Indem so die Mutter nach der Elementargestaltung der

[1]) Friedrich S. Krauss „Das Geschlechtsleben der Japaner." 2. Aufl. Leipzig 1911 S. 141.

kindlichen Natur die Notwendigkeit fühlt, sich von den entsprechenden Speisen zu nähren, um Krankheiten zu vermeiden, so wächst der Embryo rasch empor unter Ausbildung der Sinnesorgane, der fünf Bündel (Panca-Khanda) und der 32 Akara oder Gliedmassen, die alle ihre Vollendung erhalten". Bei den Siamesen leitet also das Kind die Gelüste der Mutter im Gegensatz zu den Anschauungen aller anderen Völker, nach denen die Gelüste der Schwangeren sich im Bau und Charakter des Kindes widerspiegeln. Der Naivetät solcher embryologischer Auffassungen entspricht auch ganz die merkwürdige Sitte der Lao, von der Etienne Aymonier[1]) berichtet: „Une autre industrie de Korat, assez curieuse et donc je n'ai pas entendu parler ailleurs, est la fabrication des boulettes de terres pour envies de femmes enceintes. La terre délayée avec de l'eau, est filtrée à travers un ligne. L'eau, après dépot, est decantée; le résidu terreux est roulé en boules cuit un peu au feu de balle de riz qui lui donne de l'odeur". (Eine andere Industrie von Korat, wunderlich genug und deren ich sonst nirgends Erwähnung gefunden, ist die Herstellung von Erdkügelchen für Gelüste schwangerer Frauen. Die Erde, verrührt mit Wasser, wird durch ein Netz filtriert; danach lässt man das Wasser sich abklären, der Rest der Erde wird zu Kügelchen gerollt und ein wenig am Feuer von Reispflanzenbälgen gebräunt, was ihnen ihren Duft verleiht). So wohnen rohester und sinnlosester Aberglaube neben der höchsten Idealität der Lebensweisheit dicht beieinander unter den Brüdern einer Völkerfamilie.

Einem geheimen aber konstanten Gesetz folgend, bewegte sich die Kultur wie eine sich auftürmende und fallende Welle von Osten nach Westen. Dem Fünf-Ströme-Land folgten die Reiche des Zwei-Ströme-Landes, vor allem die Kultur Alt-Babylon, dessen grosser Führer und Gesetzgeber Hammurabbi die Grundlage aller modernen Sozialethik und Gesetzesanschauung schuf, auf deren Basis alle nachkommenden Gesetzesgründer ihre Systeme erbauten. Die berühmten Gesetze Hammurabbis (um 2400) können schon ihrer ganzen Anlage und lapidaren Fassung entsprechend nichts enthalten über einen für das Staatswohl so unwesentlichen Gegenstand wie das Versehen, ebensowenig wie die späteren Mosaischen Gesetze. Gesetz 209—214 betreffen nur

[1]) Et. Aymonier „Voyage dans le Laos" Paris 1877, Bd. II S. 317.

die Strafen, die denjenigen ereilen, der an dem Abgang eines Fötus schuld ist. Sicherlich werden sich aber Spuren diesbezüglicher Anschauungen auffinden lassen oder haben existiert, wie sich aus dem Vorkommen derselben bei allen Nachbarvölkern schliessen lässt. So leiteten die der babylonischen Kultur nahe stehenden Ägypter die häufig vorkommenden Fälle von Mehrbrüstigkeit auf das Versehen der Schwangeren zurück, die vor den Statuen der vielbrüstigen Isis beteten und sich so das Bild der Göttin in die Seele schrieben[1]). Dass der hl. Augustinus[2]) die stete Wiedererzeugung des Apisstieres in Altägypten auf die Kraft der Einbildung der geschwängerten Kühe zurückführte, mag hier nur als Kuriosum aus der Raritätenkammer der Wissenschaft erwähnt werden.

Während des ganzen zweiten Jahrtausends vor Christi Geburt standen mit Babyloniern und Ägyptern in innigster Berührung kriegerischer und friedlicher Natur die Perser und Meder, die an das Versehen glaubten, wie aus Balexseds von der Akademie zu Mantua 1772 preisgekrönter Schrift hervorgeht. Er erzählt von den Magiern, den Priestern des Zoroaster, die ursprünglich einem besonderen Stamm der alten Meder angehörten und im Besitz ausgezeichneter astronomischer und allgemeinwissenschaftlicher Kenntnisse waren: „Wenn ihre Weiber schwanger waren, trachteten sie dieselben durch unschuldige und sanfte Freuden ruhig und fröhlich zu erhalten, damit das Kind schon im Schosse seiner Mutter bloss angenehme ruhige und harmonische Eindrücke empfinge“[3]).

In die Blütezeit dieser grossen Kultur zwischen Euphrat, Tigris und Nil fällt das populärste Ereignis in der Geschichte des Versehens: die Überlistung Labans durch Jacob. Um 1200 v. Chr. befinden sich die Juden in Ägypten, Jacob zog bekanntlich als Erster hinab in das Land Goschen, also

---

[1]) Pierer „Anatomisch-physiologisches Realwörterbuch“ Leipzig 1816 S. 927.

[2]) Augustinus „De civitate Dei“ Lib. XII Kap. 45.

[3]) J. Balexsed „Abhandlung über die Frage: Welches sind die vornehmsten Ursachen des Todes einer so grossen Menge von Kindern und welches sind die wirksamsten und einfachsten Mittel ihr Leben zu erretten?“ A. d. Französ. Bern 1776 S. 16.

kann man den Zeitpunkt dieser Begebenheit ungefähr in die Mitte des zweiten Jahrtausends verlegen. Jacob und Laban wollten sich trennen und ihre Herden nach dem Abkommen teilen, dass Jacob die gesprenkelten und gestreiften, Laban die weissen Schafe behalten sollte. „Und Jacob nahm sich frische Stäbe von Weisspappel, Mandelbaum und Platane und schälte die Rinde ab in weissen Streifen. Und stellte die Stäbe, die er geschält, an die Tröge der Wassertränken, wohin die Herden kamen zum Trinken, gerade vor die Herden, wo die brünstigen Muttertiere den Böcken gegenüber tranken. Als nun die Herden sich besprangen an den Stäben, da gebaren die Tiere bunte, gesprenkelte und gefleckte[2])."

Diese zielbewusste Erregung der Phantasie sich gattender Schafe und Böcke durch gestreifte Stäbe, um ebenso gezeichnete Junge zu erhalten, ist nicht nur das merkwürdigste, sondern auch das meist umstrittenste Beispiel unter all den Tausenden von überlieferten Fällen des Versehens. Keiner, selbst nicht die berühmte Geschichte von Hippokrates und der schwarzen Prinzessin oder Malebranches unzählige Male kolportierter Irrtum von dem Versehen an einem geräderten Verbrecher, ist so oft kommentiert und diskutiert, verteidigt und befehdet, auf rationalistische und supranaturalistische Weise erklärt worden. Nicht allein haben sich fast sämtliche Bibelexegeten „kritisch" mit ihm beschäftigt, sondern auch alle medizinischen Bearbeiter dieses Gegenstandes von den Kirchenvätern und den Alchemisten bis zu Preuss (1892) und Welsenburg (1897) sowie sehr viele Verfasser von Werken über Tierzucht führen ihn mit mehr oder minder langen Erörterungen an. Gerade die Literatur über diesen Einzelfall beleuchtet scharf die Buntheit der Ideen und den krassen Wechsel von Zuspruch und Ablehnung, die in den Meinungen der Autoren über den Einfluss der mütterlichen Psyche zutage treten. Zwischen allgläubigen und kritiklosen Anhängern bis zum voreingenommenen und starren Skeptiker entrollt sich die ganze Skala der Verteidiger und Gegner. Blondel, der Vorgänger Hallers in der Bekämpfung des Versehens, der Typ eines vor keiner Vergewaltigung der Tatsachen zurückschreckenden „Aufklärers", versteigt sich in seinem Dilemma,

[2]) Genesis Cap. 30. Vers 37—39.
Vgl. Shakespeare „Kaufmann von Venedig" Akt I Szene 3.

weder die Autorität der Heiligen Schrift noch seine wissenschaftlichen Prinzipien zu verletzen, bis zu der Auslegung, Jacob habe die Stäbe in der Gestalt eines bunten Bockes hingelegt, damit die brünstigen Schafe den bunten Böcken entgegenspräng[1])! Solcher Voreingenommenheit gegenüber berührt ein selbst sachlich unzutreffendes aber objektiv gefasstes Urteil wie Ebsteins Kommentar sympathisch. Er sagt: „Wenn man auch heute noch nicht völlig in Abrede stellt, dass Gemütserregungen der Mutter von Einfluss auf die Gestaltung der Frucht sein können, so sind solche Affekte bei den in Rede stehenden Schafen wohl völlig auszuschliessen[2])." Diese Zweifel Ebsteins erweisen sich nämlich allen Erfahrungen kompetenter Forscher und Tierzüchter gegenüber als unberechtigt. Die Literatur über das Versehen bei den Tieren ist eine so umfangreiche und vielseitige und entspringt soviel verschiedenen unabhängigen Quellen, dass an der Möglichkeit gar kein Zweifel bestehen kann. Allein schon die Annahme, dass ein Einwirkungsversuch auf die Phantasie von Schafen die Fiktion eines Hirten der Patriarchenzeit darstellen könne, widerspricht aller Mechanik des menschlichen Denkens und Erdenkens, und würde die List Jacobs zur absurdesten Ausgeburt stempeln, die je einem Menschenhirn entsprungen. Ein solch subtiles Experiment bei einem Nomadenvolk primitivster Kultur kann nur dem Boden der Erfahrung entwachsen. Erfahrung aber bedingt die Existenz des Faktums. Diese Prämisse findet ihre eindrucksvolle Bekräftigung durch Analogien aus der klassischen Literatur, aus der griechischen durch Oppian[3]), aus der römischen durch Plinius[4]), wo merkwürdigerweise gerade den Schafen eine starke Ein-

[1]) Jacob Blondel „The strength of the imagination of pregnant women examined, and the opinion, that marks and deformities are from them, demonstrated to be a vulgar error; by J. Blondel M. D. London 1727".

„Drey merkwürdige Physikalische Abhandlungen von der Einbildungskraft der schwangeren Weiber und derselben Wirkung auf ihre Leibesfrucht." Strassburg 1756.

[2]) W. Ebstein „Die Medizin im Alten Testament". Stuttgart 1901. S. 56.

[3]) Oppian „Kynegetika". Lib. I. 5.

[4]) Plinius „Hist.-nat.". Lib. VII. Cap. 10.

bildungskraft nachgerühmt wird, eine Behauptung, die sich durch das ganze Mittelalter bis in die neueste Zeit erhalten hat, wo sie durch Experimente von Tierzüchtern faktisch bestätigt wurde[1],[2],[3].

Durch die Einreihung an diesen Ort ist das biblische Beispiel chronologisch fixiert und in seiner inneren Abhängigkeit von babylonisch-ägyptischen, d. h. im weiteren Sinne asiatischen Einflüssen charakterisiert, was den Resultaten der modernen Archäologie durchaus entspricht. Die indischen, chinesischen, ägyptischen, wahrscheinlich auch die Paradigmata der Naturvölker sind vielleicht um Jahrtausende älter, und sein vielgetragenes Epitheton „ältestes" Beispiel hat demnach nur insofern Berechtigung, als es die älteste an Namen und Ort geknüpfte Anekdote darstellt.

Ausser einer mit dem Thema nur in loser Berührung stehenden Frühgeburt infolge psychischer Erregung der Mutter[4] wird in der Bibel des Versehens keiner Erwähnung mehr getan. Nur in dem Ritual findet sich ein Gebet, das die altjüdische Frau in der Schwangerschaft sprach, in dem es hiess: „Halte ab von mir, Allmächtiger, alle Leidenschaften und Begierden, die schaden könnten der Frucht, die in meinem Leibe ruht."

Um so ergiebiger ist die Ernte aus dem nachbiblischen Leben des jüdischen Volkes. Spielten orientalische Mystik und hellenistische Einflüsse in den talmudischen Zeiten schon an und für sich eine so bedeutende Rolle, dass die metaphysischen Spekulationen der Rabbinen zum Ausbau der übersinnlichsten aller Geheimlehren, der Kabbala, führten, so wurden bei der grossen Fürsorge für männliche Nachkommenschaft gerade das Liebesleben und die Schwangerschaft mit einem Kranz halb wissenschaftlicher, halb esoterischer Vorstellungen umwoben. Mehr als allen anderen Völkern galt ihnen männlicher Nachwuchs als ehrenvoll und Unfrucht-

[1]) Michaelis „Übersetzung des Alten Testaments" mit Kommentar.

[2]) Jens Bang „Abhandlung über eine Missgeburt". Aus dem Dänischen von D. M. Mendel. Kopenhagen und Leipzig 1801.

[3]) Philippsohn „Die israelitische Bibel". Leipzig 1839. S. 157.

[4]) I. Buch Samuel Cap. 4 Vers 19, 20. Cf. R. I. Wunderbar ‚Biblisch-talmudische Medizin". Leipzig 1850—1860. Teil III. 1852. S. 51.

barkeit als Fluch. „Schaff mir Kinder, wo nicht so sterbe ich!“ ruft Rahel zu Jacob. „Fürwahr, ein von Jehova verliehener Besitz sind Söhne, ein Lohn die Leibesfrucht!“ singt der Psalmist. Dass ihre Gedanken auf das Männliche gerichtet seien, trugen die Jüdinnen die abgeschnittene Vorhaut als einen Talisman, der ihnen Knaben verhiess[1]). Den schönsten Ausdruck aber fand dieses Begehren in der Gewohnheit des Rabbi Jochanaan[2]), der um 200 n. Chr. in Palästina als ein leidenschaftlicher Verehrer des Hellenismus lebte und durch seine Schönheit berühmt war. Ganz im Banne griechischer Anschauung pflegte er sich an die Tür des Bades zu setzen, in dem die Frauen am siebenten Tage nach beendeter Regel ein Tauchbad nahmen. Denn von diesem Tage an war ihnen der Verkehr mit Männern wieder erlaubt, und sie sollten erfüllt von dem Bilde seiner Schönheit zur Empfängnis schreiten, um schöne Söhne zu gebären. Diesem Eindruck äusserer Bilder beim Beischlaf wurde von den Juden grosser Wert beigemessen, was auf griechischen Einfluss zurückzuführen ist. Das bezeugt auch eine Anekdote im Midrasch[3]) von dem berühmten Rab, der um die gleiche Zeit wie Jochanaan lebte und zu dem ein Mohr, dessen Frau einen weissen Sohn geboren hatte, kam mit den Worten: „Ich zweifle, dass dies mein Sohn ist.“ Rab: „Hast Du Statuen in Deinem Hause?“ Der Mohr: „Ja.“ „Weisse oder schwarze?“ „Weisse.“ „Daher wurde Dir ein weisser Sohn.“ Der gleichen Besorgnis um das Wohl der Nachkommenschaft entsprang das strenge Gebot, alle Gelüste der Schwangeren zu befriedigen. Der Talmud[4]) sagt: „Wenn eine Schwangere den Duft einer Speise riecht, so gebe man ihr davon, bis sie befriedigt.“ Die Gemara, der Kommentar des Talmud, sagt dazu: „Wenn eine Schwangere den Duft von geheiligtem Fleisch oder von Schweinefleisch riecht, so stecke man für sie eine Spindel in die Brühe und lege ihr diese an den Mund; ist sie befriedigt, so ist es gut, wenn aber nicht, so gebe man ihr von der Brühe selbst; ist sie dann befriedigt, so ist es gut, wenn aber nicht, so gebe man ihr das

[1]) Hovorka u. Kronfeldt l. c.

[2]) Talmud Babli, „Traktat Barachot“.

[3]) Midrasch „Bereschith Rabba“ 75 und „Bamidbor Rabba“ 9.

[4]) Talmud „Tractat Joma“ 82.

Fettfleisch selbst, denn Du hast nichts, was der Lebensrettung vorgeht ausser Götzendienst, Hurerei und Blutvergiessen." Hieran knüpfen sich noch zwei anmutige Fabeln über diesen Gegenstand. Ebenso entscheidet Maimonides [1]), dass Schwangere Schweinefleisch essen dürfen, ohne als unrein und als Gesetzesbrecherin betrachtet zu werden. Ganz in Übereinstimmung mit den indonesischen und ostasiatischen Anschauungen prophezeit der Traktat Ketuboth [2]): „Isst eine Schwangere Senf, so wird ihr Kind ein Fresser werden, isst sie Kresse, so bekommt es triefende Augen; isst sie Ton oder Töpfererde, so wird das Kind unansehnlich, geniesst sie dagegen Fleisch und Wein, Eier, ansehnliche Fische, Eppich Coriander und Paradiesäpfel, so werden ihre Kinder gesund und stark sein, ansehnlich und klare Augen haben." Weitaus am merkwürdigsten und interessantesten ist die Stelle aus der halachischen Auslegung, dem Midrasch Rabba: „Denke aber nicht, dass erst in der Stunde, wann das Weib von dem Ehebrecher schwanger wird, die Gestalt des Kindes der Gestalt des Ehebrechers ähnelt, sondern selbst wenn sie von ihrem Ehemann schwanger ist, und der Ehebrecher ihr dann beiwohnt, verwandelt Gott die Gestalt." Hier wird im Jüdischen dieses seltsame Phänomen berührt, dass Kinder nicht ihren leiblichen, sondern geistigen Eltern ähnlich sein können. Kinder aus zweiter Ehe der Mutter sollen oft dem ersten Gatten ähneln, im Ehebruch erzeugte nicht ihrem wahren, sondern dem legitimen Vater [3]), [4]), [5]), und umgekehrt, wie es hier der Fall ist, ein von seinen legitimen Eltern gezeugtes Kind soll einem Ehebrecher, der der schon geschwängerten Frau beiwohnt, gleichen. Diese Behauptung wird von den Autoren der verschiedensten Völker und Epochen so beharrlich und eindringlich wiederholt, dass man sich des Eindrucks einer wenn auch noch so bescheidenen Glaubwürdigkeit kaum erwehren kann. Schon seit dem Altertum ist der Glaube an diese geheimen Wirkungen der Sympathie so po-

[1]) Maimonides „De cibis vetitis". Cap. 14. S. 242, 3.

[2]) Talmud Tractat Ketuboth 60.

[3]) Vanini „Dialogi" Lib. III, S. 236—237: „Novi mulierem, quae extra legitimum thorum se alteri prostituit et infantulum enixa est non adulteri cuius furtivo usa erat concubitu, sed absentis mariti prorsus similem."

[4]) Fienus „De viribus imaginationis" Quaestio 13 S. 223.

[5]) Ulyssis Aldrovandi „Monstrorum historia" S. 385.

pulär, dass er bezeichnenderweise bei den beiden sittenlosesten der europäischen Völker die volkstümliche Form des Sprüchwortes angenommen hat, in der Antike, bei den Römern in der prägnanten fast juristischen Fassung: „Filium ex adultera excusare matrem a culpa“, in der Moderne bei den Franzosen in der eleganteren Wendung: „L'enfant adultérin est un voile vivant jeté sur l'adultère.“ Die grossartigste Gestalt aber hat dieser Gedanke durch das Genie Goethes gewonnen, der ihn zum Angelpunkt eines der tiefsinnigsten Romane der Weltliteratur erwählte. Überhaupt ist niemals ein Gegenstand, der das Versehen betrifft, in edlerer und künstlerisch vollendeterer Form behandelt worden, als es durch Goethes „Wahlverwandtschaften“ geschehen. In die Sphäre eines erlauchten Menschenkreises erhoben, spinnt das magische Band, das die Seelen entfernter Geliebten verbindet, die Fäden der Sympathie vom Erzeuger zur fernen Freundin und von der Empfangenden zum begehrten Freunde, und die ehebrecherischen Sinne der Gatten werden offenbar in den Malen am Antlitz des Kindes. Eduard, der Gatte Charlottens, liebt das Mädchen Ottilie, Charlotte selber den Freund ihres Mannes, den Hauptmann. Beider Kind aber trägt nicht die Züge der Gatten, sondern verkündet die sündige Lust seiner Eltern. Als bei der Taufe „Ottilien das Kind auf die Arme gelegt war, und als sie mit Neigung auf dasselbe heruntersah, erschrak sie nicht wenig an seinen offenen Augen: denn sie glaubte in ihre eigenen zu sehen, eine solche Übereinstimmung hätte jeden überraschen müssen. Mittler, der zunächst das Kind empfing, stutzte gleichfalls, indem er in der Bildung desselben eine so auffallende Ähnlichkeit und zwar mit dem Hauptmann erblickte, dergleichen ihm noch nie vorgekommen war [1]).“

Die Realität oder Irrealität solcher Beziehungen und Einflüsse darzulegen, überschreitet die Grenzen des behandelten Themas. Hier sei nur auf die nahe Verknüpfung mit dem Versehen und auf die Mechanik des Vorganges hingewiesen: die Ehebrecherin vermag nicht zugleich mit ihrem

[1]) Goethe „Sämtliche Werke“. Cottasche Ausgb. 1854. Bd. XV. S. 226.

Körper dem Verführer ihre Seele hinzugeben, sondern sieht im Geist das drohende Antlitz des betrogenen Gatten und prägt so dem Kinde seine Züge auf[1]); oder aber, die Frau empfängt den Gemahl, aber ihre Gedanken sind bei dem fremden Geliebten und in der Dunkelheit zaubert sie sich das begehrte Bild vor; oder der im Sinne ungetreue Gatte wähnt eine ferne Geliebte im Arm zu halten. Einem solchen doppelten Ehebruch führt Goethe die Gestalten seines Romans zu: „In der Lampendämmerung sogleich behauptete die innere Neigung, behauptete die Einbildungskraft ihre Rechte über das Wirkliche. Eduard hielt nur Ottilien in seinen Armen; Charlotten schwebte der Hauptmann näher oder ferner vor der Seele, und so verwebten wundersam genug, sich Abwesendes und Gegenwärtiges reizend und wonnevoll durcheinander“[2]).

Hier, wo nicht nur der Name Goethes durch die grösste dichterische Bearbeitung mit dem Glauben an das Versehen aufs Innigste verknüpft ist, sondern auch die Quellen dieser poetischen Schöpfung als tief aus dem Volk emporfliessend aufgedeckt sind, offenbart sich deutlicher als irgend sonst der unzertrennliche Zusammenhang zwischen Volksglaube und Dichtung. Der Volksglaube ist die Mutter der Poesie. Die Erstlingsfrüchte der Literatur sind in allen Ländern dem Schoss des Volkes entsprossen und tragen den Charakter der Volksmärchen, Volkssagen, Volksgesänge und Volkslieder wie die Veden, die Bibel, die Odyssee, das Nibelungenlied und die Grimmschen Volksmärchen. Nietzsche charakterisiert diese Erscheinung mit dem Wort: „Schaffende waren erst Völker und spät erst Einzelne“. Erst auf der Höhe der Kultur tragen die Werke der Dichter den Stempel der Persönlichkeit und selbst auf der höchsten Stufe individueller Leistungen schöpfen die Poeten noch aus dem Born des Volksglaubens, so dass allein hieraus die häufige Verwertung des Versehens von den Dichtern sich erklären liess, selbst wenn man den hohen poetischen Charakter dieses Problems nicht bedächte. Aber schon der Stoff an sich ist überaus

[1]) Voss „De origine et progress.“ Idol. Lib. III. 22.

[2]) Goethe l. c. S. 101.

anziehend für den Poeten. Dieses geheimnisvolle Band zwischen Mutter und Kind, diese rätselhafte Verknüpfung von Geist und Körper, diese mysteriöse Wirkung eines Begehrens, eines Entsetzens auf das Wohl und Wehe des Ungeborenen, dieser geisterhafte Reflex der Psyche der Mutter auf die Wohlgestalt ihrer Leibesfrucht muss jedes empfängliche Gemüt faszinieren. Es liegt geradezu ein tragisches Moment in diesem unabwendbaren Fluch, mit dem die rächende Nemesis die geheime Schuld der Mutter unverwischbar an dem Leib des Kindes offenbart oder mit dem der unglückselige Anblick einer Statue, eines Bildes die schuldfreie Gattin belädt, dass ihr Kind den falschen Stempel einer nichtgefühlten Liebe trägt, wie es Heliodor in seinem äthiopischen Roman zu einer ergreifenden Szene gestaltet. . .

Zur reinsten und edelsten Blüte gelangt der Glaube an den psychischen Einfluss der Mutter auf die Entwickelung des Kindes bei den Griechen und gewinnt hier in der idealisierten Form der Kallipädie die Gestalt eines Schönheitskultus. Dieses Volk, das alles mit dem Hauch der Schönheit zu verklären wusste, hat selbst diesen halb düster-geheimnisvollen, halb schreckhaft-abstossenden Volksglauben aller Hässlichkeit zu entkleiden gewusst und in den Kreis seiner heiteren Lebenskünste hineingezogen. Schon in seinen ältesten, fast noch sagenhaften Fassungen erscheint der hellenische Glaube an das Versehen verklärt durch das Verlangen nach Schönheit und Veredelung. Lykurg, der älteste griechische Gesetzgeber, eine historisch kaum greifbare Gestalt, erliess schon ein Gesetz, dass Schwangere die Statuen von Castor und Pollux anschauen sollten, um ihnen ähnliche Kinder zu gebären, und die Spartanerinnen gehorchten, denn Oppian[1]) erzählt in seiner bilderreichen eleganten Sprache von ihnen, dass sie, „*ὅτε γαστέρα κυμαίνουσιν*“, „wenn sie wogenden Leibes waren“, „*ἐπὶ καλλεϊ πεπτηυῖαι*“ „in Schönheit lebten“ und selbst Lessing[2]) zögert nicht, anzuerkennen, dass „schöne Menschen schöne Bildsäulen

[1]) Oppian „*Κυνεγετικῶν*“ „Die Jagd“ Lib. I, V, 358.
[2]) Lessing „Laokoon“ II.

erzeugten und der Staat schönen Bildsäulen schöne Menschen mit zu verdanken hatte".

Befahl Griechenlands erster Gesetzesgründer den Frauen Schönheitsdienst, so mahnte Hellas ältester Dichter Hesiod[1]) die Männer:

„Μηδ' ἀπὸ δυσφήμοιο τάφου ἀπὸ νοστήσαντα
στερμαίνειν γενεήν ἀλλ' ἀθανάτων ἀπὸ δαιτός"
„Nicht vom traurigen Mahl der Toten kommend erwecke
In der Gattin die Frucht; von der Unsterblichen Feier
Kehrend nahe dem Weib".

Dionys von Syracus hing seiner schwangeren Gemahlin das Bild des Hermes ins Gemach und der berühmte Frauenarzt Soranus[2]) erzählt: „dass ein missgestalteter Herrscher von Cypern seine Gattin zwang, während er ihr beiwohnte, auf schöne Statuen zu blicken und so schöne Kinder erzeugte". Aesop[3]), der bekanntlich sehr hässlich war, soll sich des gleichen Mittels mit Erfolg bedient haben. Dieser Glaube an die Einwirkungskraft schöner Statuen, unter denen die des Hermes, des Bacchus, Narciss, Hyacinth und Apoll bevorzugt waren, durchdrang so tief die Seele des Griechen, dass selbst die Vertreter der griechischen Philosophie fast ausnahmslos ihm huldigten. Empedocles[4]), der die erste Theorie des Versehens aufstellte und in glücklicher Form Naturforschung mit Ethik verknüpfte, rief ebenfalls die Mütter auf, mit Götterbildern und Heldenfiguren ihre Gemächer zu zieren. Die bekannte Erzählung von der Gattin des Antigenes, die durch ein Versehen an einem schwarzen Bilde ein dunkelfarbiges Kind gebar, und die allgemein dem Hippokrates zugeschrieben wurde, ist apokryph[5]) und taucht erst beim hl. Hieronymus auf[6]). Dagegen hat Hippokrates gegenüber den positiven

---

[1]) Hesiod *"Εργα καὶ ἡμέραι"* „Werke und Tage" Vers 735.

[2]) Soranus *„Περὶ γυναίκων παθῶν"* „Über Frauenleiden" Kap. X. cf. hl. Augustinus „Contra Julianum". Kap. IX.

[3]) Plancy „Dictionnaire infernal" Paris 1825 Bd. III S. 302.

[4]) Plutarch „De placit. philosoph." Lib. V Kap. 12.
Galenus „De historia philosoph." Kap. 117.

[5]) J. Chr. Huber „Zur Geschichte des Versehens der Schwangeren" Friedreichs Blätter f. gerichtl. Medizin Nürnberg 1886 S. 321.

[6]) Hieronymus „Lib. Super Genesin".

Bestrebungen des Statuenkultus in negativem Sinn die Schwangeren gewarnt vor dem Genuss von Erde und Kohle, weil diese Dinge dann am Kopf des Kindes sichtbar würden[1]), und die berühmte Hebamme Aspasia[2]) schreibt vor: „Praegnantes, quae recens conceperunt, a timore, tristitia ac omni forti mentis perturbatione asservandae sunt". Der Vorliebe der Griechen, den Ursprung ihrer Herrscherhäuser von den Göttern und Halbgöttern abzuleiten, und die Wahl ihrer Wappenzeichen durch eine Legende zu begründen, entspringt die Erzählung des Justinus[3]) von der Schwängerung der Laudice, der Gemahlin des Seleucus, durch Apoll, der ihr einen Ring mit einem Fischbild schenkte, das auf dem Schenkel des empfangenen Sohnes sichtbar wurde und — des Wunders nicht genug — sich auf alle folgenden männlichen Glieder des Seleucidenhauses vererbte, so dass „filii nepotesque eius anchoram in femore veluti notam generis naturalem habuere".

Den Abschluss dieser für die griechische Weltauffassung so ehrenvollen Betrachtungen bildet auch unter zeitlichem Gesichtspunkt der Roman „Aethiopica" Heliodors, der um 400 als ein zum Christentum bekehrter Grieche Bischof von Trikka war. Dieses Vorbild der heroischen Romane, dessen Stoff vielleicht sogar einer verschollenen Sophokleischen Tragödie entlehnt ist, gehört neben Goethes Wahlverwandtschaften zu den bedeutendsten Erzählungen der Weltliteratur, ist von vielen italienischen und französischen Dichtern in Novellen und Tragödien bearbeitet worden und hat seinen dauernden Wert durch drei deutsche Übertragungen noch aus den letzten Jahrzehnten bezeugt. Die feine Psychologie Goethescher Verknüpfungen ist natürlich dem griechischen Erzähler unbekannt. Persinna, die braune Königin Aethiopiens, gebiert eine weisse Tochter, die sie aus Furcht vor dem falschen Verdacht des Ehebruchs heimlich aussetzen lässt. Aber auf den Gürtel des Töchterleins schreibt sie in geheimer Königsschrift: „Als ich Dich gebar, weiss glänzend in der Farbe, die fremd ist dem Geschlechte der Aethiopier, da erkannte ich schmerzerfüllt den Grund: als Dein Vater mich umarmte, da hielt meine Augen

[1]) Hippokrates „De superfoetatione".

[2]) Aetius „contr. ex veteribus medic. tetrabiblos".

[3]) Justinus „Historiae philippicae" Lib. XV. Kap. 4.

gefesselt das Bild des Frauengemaches, darauf Perseus Andromeda führt in strahlend heller Nacktheit. Ihr, ach nicht zum Glück, wardst Du, o Kind, gleich in Farbe und Gestalt".

Der Eindruck dieser „Aethiopischen Erzählungen" war so nachhaltig, dass sogar noch Raphael eine Szene aus ihnen malte, und Torquato Tasso in seinem „Befreiten Jerusalem"[1]) eine Variation dieses Themas einflocht: der schwarze, sehr eifersüchtige, zum Christentum übergetretene König Senap hält seine Frau vor allen Männern verborgen in einem Turm. Sie ist ihm treu, aber:

„Das Abbild einer heiligen Geschichte
Dient ihrem Wohngemach zur frommen Zier:
Ein Mädchen, weiss und rot von Angesichte,
Gefesselt bei dem Drachen sieht man hier,
Indes ein Ritter mit des Speers Gewichte
Bekämpft und tötet das gewalt'ge Tier.
Oft pflegte sie vor dieses Bild zu treten
Und reuevoll zu weinen und zu beten.
Sie kam indes in Schwangerschaft und brachte
Ein weisses Kind zur Welt und das warst Du.
Die fremde Farbe, die ihr Grauen machte
Ein seltsam Wunder! raubt ihr alle Ruh.
Des Gatten Wut, die sie voll Angst bedachte,
Wies die Verhehlung der Geburt ihr zu;
Denn aus dem reinen Weiss an Deinem Leib
Schloss er befleckte Treu bei seinem Weib".

Roms geistiges Leben stand in einer fast bedingungslosen Abhängigkeit von griechischer Kultur. Aber was den Griechen Selbstzweck war, degradierten die Römer zum Mittel ihres politischen und kommerziellen Ehrgeizes. Schönheit ward nicht mehr Kult und Lebensinhalt, und Männlichkeit war ihnen weniger ein Stolz als eine Quelle kriegerischer Macht. Dabei waren ihre Mittel bei dem gleichen Ziel brutaler und unverhüllt die Absicht offenbarend; die Römerinnen trugen einen Kranz von Phalli rund um den Nacken und in den Haaren, dass die Gedanken der Zeugenden auf das Männliche gerichtet seien. („From whence it would appear, that the phalli, which were hung round the necks of the Roman ladies, or worn in their hair, might have effect in producing a greater proportion

[1]) Tasso „Befreites Jerusalem" Gesang 12 Vers 23 ff.

of male children".[1]) Aus dem gleichen Grund genossen die Schwangeren im öffentlichen Leben den weitgehendsten Schutz und durften allein von allem Volk ohne weichen zu müssen an den Lictoren vorübergehen[2]). Auch in den unteren Kreisen der Bevölkerung war der Glaube an das Versehen verbreitet. Cicero soll seinen Namen — „Erbsenmann" — einem Muttermal auf der Nase verdanken, da ihr in ihrer Schwangerschaft ein „Cicer aretinum" auf diese Stelle gefallen sei. Übrigens suchte er selber das Vererbungsproblem auf die sinnlichen und geistigen Eindrücke der Eltern während des Beischlafes zurückzuführen[3]), was Plinius weiter ausführte, indem er das Aussehen der Kinder von der „ingeniorum varietate et cogitationum tempore conceptus celeritate"[4]) herleitete. Von Originalbemerkungen findet sich sonst in der römischen Literatur sehr wenig. Marc Aurel, dieser ideale Mensch und Philosoph auf dem Kaiserthron, berichtet von Macrina, der Gemahlin des Konsuls Torquatus, dass sie in ihrer Schwangerschaft ein unstillbares Verlangen gehabt, eine ägyptische Missgeburt zu sehen, die damals in Rom gezeigt wurde. Alles übrige ist griechischen Texten entlehnt. So ist beispielsweise die Anekdote, dass Fabius Quintilian eine Frau von dem Verdacht des Ehebruchs gereinigt habe, weil über ihrem Bett ein äthiopisches Bild hinge, offenbar nichts Anderes als eine Variation des griechischen Themas[5]) und selbst Galen[6]) referiert wie die anderen Schriftsteller mit der stereotypen Initialphrase, die auf Griechenland hinweist: „Veterum libris celebratur . . .".

Bei den gefährlichsten Rivalen Roms, den Karthagern, war die Imaginatio gravidarum ebenfalls eine staatlich be-

---

[1]) Erasmus Darwin „Zoonomia, or the laws of organic life". London 1794 S. 270. Ausg. 1801 Bd. II S. 257.

[2]) Festus „De verbor." signific. Lib. XII.

[3]) Cicero „Quaestiones Tusculanae" 1.

[4]) Plinius „Historia naturales" Cap. 12.

[5]) Coelius Rhodiginus „Antiquarum lectionum" Lib. XX Cap. 15; vgl. den gleichen Fall Mathias Polus Synopsis critic. 204.

[6]) Galenus „De Theriaca ad Pisonem" Cap. XI, Ausgabe von Martin Gregorius Lugduni 1550 S. 99—100.

glaubigte Volksmeinung, denn es soll bei ihnen ein Gesetz existiert haben über das Verhalten beim Beischlaf und während der Gravidität zugunsten männlicher und gesunder Nachkommenschaft. Aber allem Kriegsglück zum Trotz floss der Strom der Kultur von den Halbinseln des Mittelmeeres hinüber zu Afrikas Küsten; die Araber empfingen das geistige Erbe der Antike und mit ihm die Überzeugung von dem antenatalen Einfluss der Mutter auf ihr Kind. Avicenna[1]), (1000 n. Chr.) einer der Koryphäen in der Geschichte der Wissenschaften, verteidigt sie in antikem Sinne und der Historiker Glycas[2]) (um 1150 n. Chr.) nennt das Versehen „*ἄρρητόν τινα καὶ θαυμαστόν*".

Niemals vollzog sich in so kurzer Spanne ein so tiefgreifender Umschwung im geistigen Leben Europas wie in den Zeiten des Verfalls des Römischen Reiches und der Völkerwanderung. Eine so rapide und radikale Umwertung aller Werte konnte nur der Doppeleinfluss zweier so entscheidender Faktoren bewirken wie die Vertauschung antiker Weltanschauung mit dem Christentum und die Übergabe der Hegemonie von den romanischen an die germanischen Völker. Der Gegensatz, der die griechische Hetäre und den römischen Erotiker von der Nonne und dem Mönch des Mittelalters scheidet, als seien es nicht Wesen einer Welt, verwandelt auch die Vorstellung von den psychischen Relationen zwischen Fötus und Trägerin dergestalt, dass man darin kaum das klassische Vorbild wiederzufinden vermag. Ex ungue leonem! Wie man an der Klaue den Löwen erkennt, so kann man den Charakter eines Volkes aus einer einzigen Sprachwendung herauslesen. Die Griechen sagten „Kallipaedie" — das Mittelalter redete vom „Versehen". In zwei Worten zwei Weltanschauungen! Schon in der Silbe „ver" ist ein ganz neues Moment ausgesprochen, sie betont das Pathologische des Phänomens. Sehen ist normal, Versehen ist das Pathologische, das Hässliche, Unerwartete, Unnatürliche, Zerstörende. Die Kraft der mütterlichen Seele, die in der

[1]) Avicenna „Kanun fi'l Tibb", sog. „Canon", Fen. II Lib. I doct. 2 Cap. 14.

[2]) Glycas „Annales" I.

klassischen Zeit dem Kinde, noch ehe es den Schoss verlassen, schon den Adel ihrer schönheitsuchenden Weltanschauung einzupflanzen hoffte, wurde im Geist des Moyen-age zum brutalen Zerstörungstrieb, der die Frucht zur fratzenhaften Missgeburt und zum formenlosen Mondkalb verbildete. Während die Griechin vor Marmorstatuen die ersten Freuden des Mutterempfindens genoss, spie die Schwangere des Nordens dem Krüppel, der ihr nahte, ins Gesicht und fuhr mit der Hand ans Gesäss. So könnte man aus zwei Worten die Psychologie zweier Rassen und Epochen schreiben.

Der Ausdruck „Versehen" wird in einer deutschen Ausgabe des Werkes „De monstris" des Kirchenvaters Christoph. Irenaeus aus dem Jahre 1584 erklärt[1]): „Auf Teutsch pflegt man gemeiniglich allso davon zu reden, dass sich die Weiber zuweilen an etwas versehen". Überhaupt stammen die frühesten mittelalterlichen Zeugnisse über das Versehen von den Kirchenvätern, die als Polyhistoren die hervorragendsten Geister ihrer Zeit darstellten und, noch ganz unter dem faszinierenden Eindruck der Antike, durch ihren Sammeleifer den grössten Teil der klassischen Literatur vor dem Untergang bewahrten. Ihre persönlichen Anschauungen dagegen stellen ein merkwürdiges Gemisch heidnischer und christlicher Ideen dar, ausgezeichnet durch eine ebenso unbefangene Naivetät wie Mangelhaftigkeit der Logik. Der Sct. Hieronymus (um 350) beispielsweise findet „es nicht wunderbar, dass die Frauen Kinder gebären, ähnlich den Gegenständen, die sie in extremo voluptatis aestu gesehen oder gedacht haben, da derartiges ja sogar bei den Stuten in Spanien vorkommen soll"[2]). Der hl. Augustinus (um 400) „erklärt" dieselbe Erscheinung mit der Begründung: „Je zarter und bildungsfähiger die Anfänge der Saaten sind, desto kräftiger und empfänglicher folgen sie den Intentiones der mütterlichen Seele und den Vorstellungen, die sich in ihr gebildet haben durch einen Körper, den sie begierig angeschaut"[3]). Und Isidorus

[1]) Chr. Irenaeus „Von seltzamen Wundergeburthen" 1584 Kap. I, VI, VII.

[2]) St. Hieronymus l. c.

[3]) St. Augustinus „De Trinitate" Lib. III Kap. 12.

von Sevilla, der grösste Gelehrte seiner Zeit, der in seiner grossartigen Enzyklopädie uns fast das gesamte Wissen der Vorzeit überlieferte, verrät sich entsprechend seiner späteren Geburt (um 600) als ein echtes Kind des Mittelalters, indem er an Stelle der Naivetät unklare Dialektik und metaphysische Spekulationen setzt: „Etenim anima in usu venereo formas extrinfecas intus transmittit, eorum satiata typis, rapit species eorum in propriam qualitatem“[1]). (Denn die Seele nimmt beim Liebesakt begierig Gestalten der Aussenwelt in sich auf und gesättigt mit ihren Bildern, reisst sie deren Züge an sich zur eigenen Form“).

Mit dem Aufkommen des Buchdrucks setzt die Flut mittelalterlicher Werke ein, um nach der grossartigen Verbesserung Gutenbergs zu einem unübersehbaren Schwall der abenteuerlichsten Schriften anzuwachsen. Es gibt kaum ein Werk über Zauberei und Aberglauben, über die „Geheimnisse und Verborgenheiten der Natur“, über „das Leben der Seele“ oder „die Erzeugung der Missgeburten“ u. ähnl., in dem nicht das Versehen eine grössere oder geringere Rolle spielte, ein jedes für sich Zeuge der Lebendigkeit dieses Glaubens unter dem Volk. Diese hunderte von anzuführenden Schriften gehören einer Geschichte des Versehens an, während in diesen folkloristischen Betrachtungen nur wenige für das Volksleben bezeichnende und durch deutsche Abfassung als Volksbücher charakterisierte Werke zu zitieren sind, so das „Frauenbüchlein des Ortolff von Bayerland“ (gedruckt vor 1500)[2]), in dem es heisst: „Item es sol sich auch ein yegliche schwangere fraw die letzten XIIII. tag hueten vor fallen, schlahen, vor grossem zore, vor grosser traurikeyt, vor grossem wan sy ist vast schad zuo der zeyt“. Ferner das älteste und populärste aller deutsch gedruckten Hebammenlehrbücher, das Eucharius Roesslin, Stadtarzt von Frankfurt, der „Hebammenlehrer Europas“ verfasste, und von dem über hundert verschiedene Ausgaben bekannt sind[3]). „Item den schwangern frawen misslingt auch von grossem zorn und forcht, von erschreckung und

[1]) Isidorus Hispalensis „Originum seu etymologiarum“ Lib. XII Cap. 1.

[2]) Neue Ausgabe München 1910 (Verlag Carl Kuhn) S. 4.

[3]) Eucharius Roesslin „Der Schwangern frawen und hebamme roszgarte“. S. 62 der Ausgabe München 1910, Verlag Carl Kuhn.

traurikeyt, von gehoer schneller zuofallender freude". Viel eingehender und direkter sind die allerdings völlig sinnlosen Bemerkungen über das Versehen in Gottfried Welsch' „Hebammenbuch" aus dem Jahre 1671[1]).

Der Einfluss dieser Autoritäten ihrer Zeit auf dem Gebiet der Geburtshilfe musste natürlich auf die staatlichen Behörden wirken, und so findet sich aus dem Mittelalter manch interessanter Erlass, der sich auf das Versehen und seine Verhütung bezieht. Aus dem Jahre 1298 existiert eine Bekanntmachung[2]) des Weistums von Rommersheim, in dem allen das Fischen streng verboten wird, nur die Schwangere dürfe es „mit einem Fuss im Wasser und dem anderen auf dem Lande". 1460 gestattet das Weistum Galgenscheid den Schwangeren das Wildern und der Salzburger landtäding von 1534 bringt zur Kenntnis: „der schöff weiset zu recht, dass die von Schönaw sollen ein baumgarten halten auf dem mönchhof, uff dass, wenn ein freulin vorübergienge, die da schwanger gienge, dass sie ihren gelangen büssen möchte, uff dass kein grosser schade daraus entstehe"[3]). Ein Zeugnis von der echten Volkstümlichkeit dieser Auffassung ist der Befehl der Bauernführer im grossen Bauernaufstand 1525: „so einer ein schwanger frawen hätte, dass er ungefrevelter ding ein essen fisch aus dem bach fahen möcht". Ein Pendant hierzu ist der Artikel IV des holländischen Kriegsrechtes: „Dafern einer schwangere frawen schlagen, stossen oder ihnen dräuen würde, solle er ohne Geld oder Passeport abgedanket und nach Befindung der Umstände willkürlich bestrafet werden". Den Gipfel des Entgegenkommens aber erreicht ein Erlass des Weistums zu Schondra aus dem 15. Jahrhundert, darin befohlen wird: „Item, so ein schwanger frawe darinne nicht funde, das sie ihres gelustes gebuset, so wolt sie einen knecht zu ir nemen und so fern fischen und griffen und souil, das sie ires gelusts wol gebuset"[4]). Dem kann sich nur noch eine Bestimmung aus dem Hundsrück

---

[1]) Gottfr. Welsch „Kindesmutter- und Hebammenbuch" Wittenberg 1671, S. 20 ff.

[2]) Markgraf „Mutter und Kind in den Weistümern des Moselandes". Ztschrft. d. Ver. f. rhein. und westfäl. Volkskunde 1906. II. 118.

[3]) Jakob Grimm „Deutsche Rechtsalterthümer" Leipzig 1899. Bd. I S. 564.

[4]) Grimm „Weisstümer" Bd. III S. 887.

im Jahre 1500 zur Seite stellen, dass der Bäcker, wenn eine Schwangere es will, den Teig in ihr Haus tragen muss, damit sie ihn kneten kann[1]).

Die einseitige Betonung der Gelüste und der Nichtgebrauch des Ausdrucks „Versehen“ in diesen offiziellen Edikten illustriert deutlich das Übergewicht der „Pica Gravidarum“ gegenüber dem eigentlichen „Versehen“ unter den vermeintlichen Ursachen der Missgeburten. Es erscheint ganz folgerichtig, dass die „Gelüste“ als das greifbarere und rohere Moment in der Psyche naiv und grob denkender Epochen im Vordergrund stehen. Das „Versehen“ als Ausdruck psychologisch viel komplizierterer Vorstellungen taucht demgemäss erst in späteren Zeiten auf. So lautet das Ratsprotokoll der Reichsstadt Hall aus dem Jahre 1622: „Der Kropfend Bettelvogt soll seines Unfleisses, absonderlich aber seines abscheulichen Kropfes, der Kindenden Weiber wegen, abgeschafft werden“ und Friedrich IV. von Dänemark (1699—1730) liess auf Veranlassung von Peter Harsleben, des Bischofs von Kopenhagen, ein Spital bauen für Missgestaltete und Krüppel, damit sich die schwangeren Frauen nicht so oft versehen sollten[2]). Solche Massnahmen sind sogar in neuerer Zeit teils ausgeführt, teils vorgeschlagen worden. Jos. Frh. v. Sonnenfels beantragte in seinen „Grundsätzen der Polizey, Handlung und Finanz[3])“ im Jahre 1804: „Endlich müssen alle Gegenstände, welche Schrecken oder Abscheu erwecken, unzeitige Entbindungen oder Missgeburten veranlassen können, abgeschafft werden. Daraus fliesst die Notwendigkeit, dass das Herumgehen der Knecht Ruprechte, Kinderfresser, Nikolaen oder anderer zum Schrecken der Kinder vermummte Gestalten gesetzmässig untersagt, dass durch Polizeiverordnungen das Aussetzen der Toten in den Kirchen verboten, ungestaltete, verstümmelte, Abscheu und Ekel erregende Menschen, welche auf die Einbildung der Mütter einen plötzlichen und immer bedenklichen Eindruck machen können, von den Strassen, von öffentlichen Örtern, besonders von den Kirchentüren entfernt werden müssen.“

Dass manch schlaues Weiblein, auch wenn es nicht schwanger war, sich diese allzu grosse Besorgnis der Be-

[1]) Markgraf l. c.

[2]) Krunitz „Anmerkungen zu Dessesarz Erziehung der Kinder“. S. 46.

[3]) Wien 1804 siebente Auflage. S. 251. § 197.

hörden, die ihnen das Wildern, Fischen und Obstbrechen gestattete, zu Nutze gemacht hat, lässt sich denken, schildert doch sogar Pechuel-Loesche[1]), dass am nächsten Tag, nachdem sie eine obststehlende Schwangere geduldet hatten, schon eine nicht schwangere diebische Negerin „Gelüste" bekam. Aber geschäftstüchtige „Schwangere" im Mittelalter begnügten sich nicht mit harmlosen Obstgelüsten. Aus der Not machten sie ein Gewerbe, „versahen sich", indem sie irgendwoher eine Missgeburt auftrieben, zogen mit dieser von Stadt zu Stadt, zeigten sie gegen Entgelt und tischten den allgläubigen Zuschauern die abenteuerlichsten Märchen ihres „Versehens" auf, die sich dann bis in die wissenschaftlichen Akademien und gelehrtesten Abhandlungen hinauf verirrten. Es gab keinen Jahrmarkt, keine Kirmess oder Festwiese, wo nicht eine Missgeburt zur Schau gestellt war. Selbst heute noch schmücken sich die Wunder der Panoptika gern mit dem phantastischen Gewand des Versehens, und beispielsweise führt der bekannte Löwenmensch Lionel, der sich 1909 in ganz Deutschland zeigen liess, seinen löwenmähnigen Haarwuchs auf den Eindruck zurück, den der Tod seines Vaters durch Löwenklauen auf seine schwangere Mutter gemacht. Nichts vermag die Anziehungskraft und Beliebtheit des Versehens im mittelalterlichen Volk so eindeutig zu illustrieren wie die zahlreichen Betrügereien, durch die ehrgeizige Impresarii sich in den Besitz derartiger Wunderkinder zu setzen suchten. Berühmt geworden ist das Kind mit dem goldenen Zahn, mit dem die Eltern viel Geld verdienten und über das sogar eine eigene medizinische Abhandlung verfasst wurde[2]). Später stellte sich das anatomische Wunder als ein recht plumper dentistischer Betrug durch Umwicklung des Zahnes mit einem Goldplättchen heraus. An pikantem Beigeschmack aber wird dieses Gaunerstück noch übertroffen durch einen Fall, den Blondel[3]) als einen „Gegenbeweis" gegen die Möglichkeit des Versehens anführt.

---

[1]) Pechuel-Loesche „Die Laongo-Expedition". III. II. 216.

[2]) J. Horstius „De aureo dente maxillari pueri Silesii". Lipsiae 1595.

[3]) Blondel „Tractat von der Einbildungskraft".

Es wurde unter ungeheurer Sensation ein Junge gezeigt, auf dessen rechtem Augapfel mit hebräischen Buchstaben das Wort „Elohim“ (Gott) und auf dem anderen „Deus“ zu lesen war. Alle sahen es als ein Wunder Gottes an und es kam eine jüdische Gelehrtendeputation zu untersuchen, ob er vielleicht der Messias sei. Später entpuppte sich das himmlische Mirakel als recht irdisch-menschlich: es waren Glasaugen! Andere z. T. recht brutale Fälle erwähnt Hildanus[1]), und als letzten Rest mittelalterlich-abergläubischer Gebräuche der Schwangeren finden wir in der Zeit Goethes die Sitte Amulette zum Schutz gegen Versehen zu tragen[2]). Aber keines Menschen Zeugnis mag diesen Abschnitt über den Glauben an das Versehen beim deutschen Volk des Mittelalters trefflicher beschliessen als das jenes Mannes, der wie keine zweite Gestalt der Kulturgeschichte ein Kind seiner Zeit und seines Volkes gewesen: Luthers, der das Versehen eine „res certa et conveniens cum doctrina medicorum“ nennt und von ihm sagt: „Das ist ein Argument und Anzeigung, dass starke Gedanken und die Kräfte des Gemüts und Sinnes so gross und gewaltig sind, dass sie auch die Leiber können ändern und verwandeln[3]).“

Maupassant sagt von der Geschichte Frankreichs: „Keine Geschichte auf der Welt ist amüsanter und abwechslungsreicher als die Unserige“, und selbst in dem winzigen Ausschnitt des Volksglaubens über die schwangere Frau rechtfertigt sich das Wort des grossen Novellisten. Sowohl aus den frühesten Anfängen der Königszeit wie aus der Kulminationsphase französischer Weltmacht unter Louis quatorze und aus dem letzten grossen Wendepunkt der Entwicklung Frankreichs, der Revolution, ist uns je eine Anekdote vom Versehen überliefert, deren jede ebenso amüsant wie für ihre Zeit charakteristisch ist.

Als Robert der Fromme im Jahre 995 die Herzogin de Chartres geheiratet hatte, erklärte der Papst die Ehe

[1]) Hildanus „Observationes“ XVIII, Centur. 3.

[2]) Dan. Wilh. Triller „Dissertatio de regimine gravidarum et puerperarum“. Wittebergii 1757. S. 21. § 27.

[3]) Luther „Tischreden“. Nr. 2290. Ausg. von Irmischer 1854 Bd. 61. S. 267.

für ungültig und exkommunizierte sie mit dem Bannfluch: „— qu'ils soient maudits dans leur biens et leurs enfants. Que leurs intestins se répandent comme ceux de l'impie Arius!" Der König verliess hierauf mit dem ganzen Hofstaat ausser zwei Köchinnen die schwangere Königin. Der Bannfluch aber machte auf sie einen so gewaltigen Eindruck, — dass er sich an ihr erfüllte. Bertha kam nieder mit einem Kind, nach den mittelalterlichen Ausdrücken „mit einem Gänsehals und verkrüppelten Gänsefüssen[1])", nach der modernen Phraseologie wahrscheinlich ein Anencephalus mit dem meist verlängerten Hals und Syndaktylieen.

Dem höheren Kulturniveau und der Galanterie des Milieus entsprechend kehrt dieser Fall in verfeinertem Stil am Hof des Sonnenkönigs wieder. „Un des enfants" erzählt Prosper Lucas, „adulterins de Louis XIV., conçu dans une crise de larmes et de remords de Mme de Montespan que les cérémonies du jubilé avaient provoquée, garda toute sa vie un caractère qui le fit nommer des courtisans: l'enfant du jubilé[2])." („Eines der natürlichen Kinder Ludwig XIV., das empfangen worden war von Madame de Montespan in einem Anfall der Tränen und Gewissensbisse, den die Jubiläumsfeier in ihr ausgelöst, trug sein ganzes Leben ein Wesen zur Schau, dass es die Höflinge „das Jubiläumskind" tauften.")

Geradezu eine Satire auf das spiessbürgerliche Pathos der freiheitstrunkenen Revolutionäre stellt die Prämiierung eines „politischen" Versehens im Jahre III. der republikanischen Zeitrechnung dar, deren Wahrheit der Name eines Saint-Hilaire[3]) verbürgt. Es wurde ein Mädchen geboren, auf dessen Brust sich deutlich das Bild einer Freiheitsmütze fand. „Le gouvernement de l'époque crut devoir récompenser, par une pension de 400 francs, la mère assez heureuse pour avoir donné le jour à un enfant parée par la nature elle-même d'un emblème revolutionaire." („Die Regierung jener Epoche fühlte sich verpflichtet, durch eine Pension von 400 Francs die Mutter zu belohnen, die so glücklich war, einem Kinde das Leben geschenkt zu haben, das von der Natur mit dem Emblem der Revolution geschmückt war.")

Aber Frankreich ist nicht nur das Land der interessanten Fälle, in ihm ward auch der Skepticismus geboren, der

[1]) Eliphas Lévi „Historie de la Magie".

[2]) Lucas „Traité philos. et physiol. de l'hérédité nat.". II. 504.

[3]) Isid. Geoffroy Saint-Hilaire, „Historie des anomalies" I. 133.

mit scharfen Waffen gegen Aberglauben und Wundermärchen zu Felde zog und dem Siegeszug der induktiven Wissenschaft eine Gasse bahnte. Ein würdiger Zeitgenosse Rabelais und Montaignes, bekämpfte der Folklorist Joubert in seinem klaren und fein durchdachten Werk „Erreurs populaires au fait de la médecine[1])“ die Auswüchse des Glaubens an das Versehen und reduzierte die möglichen Fälle auf wohlerwogene Voraussetzungen, ohne das Faktum im Prinzip zu verwerfen. Diese Kritik war das Urteil eines wissenschaftlichen Schriftstellers einer Zeit, in der Wissenschaft und Kunst noch nicht in die Interessensphäre weiterer Kreise gerückt waren. Daher traf es die Allgemeinheit nicht. Ungeheure Sensation erregte es aber bei der ganzen gebildeten Welt Frankreichs, als im Jahre 1745 eine anonyme Schrift wider das Versehen sich in populärer Form an die breite Öffentlichkeit wandte. Diese Abhandlung in Briefen „Receuil des Lettres sur le pouvoir de l'imagination des femmes enceintes[2])“, die in allen Sprachen übersetzt wurde[3])[4])[5]), und heute sehr selten ist (ein Exemplar befindet sich im Besitz des Prof. Danyau), bildete das Tagesgespräch aller Cercles und das Debattenthema der schön-wissenschaftlichen Zeitschriften[6]). Hier in den Salons, wo sich um die Gestalten ebenso schöner wie geistreicher Frauen die vorzüglichsten Menschen ihrer Zeit scharten, wo der bel-esprit nicht nur geboren sondern auch zur vollendetsten Höhe getrieben wurde,

[1]) Laur. Joubert „Erreurs populaires au fait de la médecine“. Avignon 1578. Lib. III. Chapitre 8.

[2]) Bellet „Lettres sur le pouvoir de l'imagination des femmes enceintes où l'on combat le préjugé etc.“. Paris 1745.

[3]) „Drey merkwürdige physikalische Abhandlungen von der Einbildungskraft der schwangeren Weiber“. Strassburg 1756.

[4]) „Lettre XXIII sopra la forze dell' imaginazione delle donne incinte, nelle quali s'impugna il pregiudizio che attribuisce all' imaginazione la forze d' imprimere al feto la figura degli oggetti, che le hanno colpite“. Venezia 1751. Fol. m. Kupf.

[5]) Englische Übertragungen s. u.

[6]) Trevoux „Mémoires pour l'Histoire des sciences et des beaux-arts“. Paris 1746. Article 39. S. 728. „Dissertation sur le système de l'auteur des lettres anonimes, où etc.“

Replik des Verfassers Artikle 68. S. 1295—1308.

und wo — es war das Jahrhundert der Enzyklopädisten[1]) — alle Fragen der belles lettres et beaux arts den Unterhaltungsstoff der täglichen Runde liehen und man gern erotische Dinge mit galanter Vornehmheit behandelte, in solchen Kreisen konnte das Thema von dem psychischen Einfluss der Mutter auf das Kind wieder jene hohe Geltung gewinnen wie einst in den Frauengemächern von Hellas. In solchem Lebenszirkel konnte die Imagination von dem Schreck- und Spuckhaften hinübergeleitet werden in das Reich der Schönheit und der Kraft und so wundert es uns nicht, aus dem Zeitalter des Sonnenkönigs, das wie kein anderes durch Lebensfreude und schöngeistiger Weltauffassung dem Pericleischen nahe kommt, ein Buch zu finden, das die Frauen hinlenkt auf die edle Aufgabe der Callipaedie[2]).

„Tu sagate, o Praegnans, ne tristibus anxia curis
Atra melancholiae offundas phantasmata menti:
Nec turpes oculis facies, aut sordida monstra
Objicias; simulacra tibi obversentur ubique
Formosa et lactos semper recreantia visus."

„Nicht mögst, Schwangere Du, den traurigen Sorgen Dich widmen,
Nicht der Melancholie dunklem Schatten Dich weihen.
Hüte das Auge vor hässlichem Blick und greulichem Monstrum
Schöner Bilder Gestalt und edler Statuen Formen
Mögen zur freundlichen Ruh laden den heiteren Blick.

Es folgt dann eine Beschreibung des Zustandes der Mütter und des Versehens und dann eine episch-breite Erzählung von dem Versehen der Nymphe Phillyra an einer Verwandlung des Saturn. Schliesslich fährt er fort:

„Vos ergo, o gravidae! si mens est edere natos
Corporis egregii, solertem impedite curam,
Ut semper subeant oculos pulchra omnia vestros.
Si puer in votis lepidus, formosus Apollo.
Formosa vestros delectet imagine visus,
Aut qui infelicem Corydona urebat Alexis.
Si magis arridet praestanti foemina forma.
Conspicite aut Venerem, qualem Titianus amoena
Depinxit tabula, aut Danaem pulchro ore nitentem
Dum pluvio hanc implet Genialis Juppiter auro.

[1]) cf. Diderot „Encyclopédie" article „Imagination", in dem Voltaire das Versehen verteidigt.

[2]) Claudius Quilletus „Callipaedia seu de pulchris prolis habenda ratione poema didacticon". Paris 1709. Lib. III. S. 37.

„Ist's Euch Wille und Wunsch, kraftvoll edlem Geschlecht
Leben zu leihen, so fliehet des Kummers trübes Gewölk,
Suchet der Schönheit strahlende Fluren und heitere Sonne,
Auf Apollos männlicher Kraft verweile das Auge,
Oder wie liebend Alexis bedrängt die arme Corydon,
Schauet auf Venus' holde Gestalt, die Tizians Pinsel
Meisterhaft malte, oder auf Danaes schwärmenden Mund,
Während des göttlichen Zeus goldener Regen sie rührt."

Wie einst Rom von Griechenland, so stand England lange unter dem Einfluss französischer Kultur, und auch aus der Geschichte des Versehens erscheint Vieles nur als ein Reflex französischen Geistes. Auch seine Königsgeschichte ermangelt nicht eines interessanten Falles, der Jacob I., den Sohn Maria Stuarts und Henry Darnleys, betrifft. Als Maria mit ihm schwanger ging, wurde bekanntlich in ihrem Gemach ihr Vertrauter Riccio unter ihren Augen erdolcht, und da Jacob I. eine krankhafte Furcht vor entblössten Messern an den Tag legte, so suchte man die Ursache dieser Aichmophobie in „maternal impressions". Der Fall ist viel zitiert und diskutiert worden[1] [2] [3] [4]. Eine Parallele hierzu bietet die Biographie von Hobbes, dessen Mutter mit ihm aus Schreck über die England bedrohende Armada 1588 vorzeitig niederkam; er aber war zeitlebens anormal furchtsam.

Dem angeführten französischen Werk über die Irrtümer des Volksglaubens entspricht Thomas Browns „Essai sur les erreurs populaires[5]" und den französischen „Lettres" stehen gegenüber die Briefe „from a eminent physician to a married lady[6] [7]." Und um schliesslich das Mass der Über-

[1] Digby „Le poudre de Sympathie". Paris 1661. S. 213.

[2] Bird „Über den Einfluss der Einbildungskraft einer Mutter auf die Frucht." Allgemeine Zeitschr. für Psychiatrie, Berlin 1849. S. 35.

[3] Marcot in „Memoires de l'Academie de Paris 1756. S. 338.

[4] „Asklepieion" Allgemeine mediz.-chirurg. Wochenschrift, Berlin 1811. Nr. 11—13.

[5] Thomas Brown „Essai sur les erreurs pop." Paris 1733 u. 1742.

[6] J. H. Mauclerc „The power of the imagination in pregnant women discussed, with an address to the ladies on the occasion". London 1740.

[7] Effects of imagination on pregnant women disproved, in a letter from a eminent physician to a married lady. Mag. u. Hist. Chron. London 1764. XXXIV.

einstimmung voll zu machen, erschien in England Tytlers Übertragung der „Poedotrophia“ des Scevole de St. Marthe, in der es heisst:

„Then — wonderful to tell! — if you deny
The strange request, nor with their wish comply,
Avenging Natura, from unknown designs,
With spots and marks the foetus-body signs
With stains indelible, that never can
Wearout, thro' life in woman, or in man.
And — stranger still! — while in the mothers breast,
This passion sways, and rages o'er the rest,
Whatever place she scratches, or besmears,
A mark, in the same part, her infant bears.
Hence of unseemly moles and frechles grow
On virgin bosoms white, besides as snow;
O'er beauteous bodies wens and tumours steal,
And, for the mother's guilt, the daughters feel.“

„Denn, — wundervoll ist es zu erzählen! — magst Du der hoffenden Mutter schüchterne Bitte erfüllen, magst Du versagen, was sich ihr flehendes Herze gewünscht, Du, alles vergeltende Natur, in unbekannter Absicht zeichnest Du des Kindes wachsenden Leib mit Flecken und mit Mälern, unauslöschlich tief ihm eingeprägt für alle Zeit, dem Manne wie dem Weibe. Und, — noch seltsamer! — an welche Stelle ihres Leibes sich die Mutter fässet, wo sie sich befleckt, während die Leidenschaft in ihrem Busen wogt, an gleicher Stelle wird dem Kind ein Mal erscheinen und ein wachsender Fleck beschmutzt der Jungfrau schneeigen Busen und über den weissen blendenden Leib schleicht die graue Geschwulst, und für der Mutter heimliche Schuld muss später die Tochter büssen.“

Jener Dichter aber, der wie kein anderer vor und nach ihm sein Volk in allen Tiefen seiner Seele kannte, erfasste und schilderte, Shakespeare, konnte auch an dem Glauben an „the antanatal influence“ nicht vorübergehen. Zwar finden sich abgesehen von der erwähnten Stelle am Anfang des Kaufmanns von Venedig fast nur allgemeine Hinweise auf den Einfluss der mütterlichen Gemütsstimmung auf das Kind, wie z. B. Königin Elisabeths Klagen zu Rivers[1]):

„Bis-dahin muss mein Leben Hoffnung tragen
Und der Verzweiflung wehr ich gern aus Liebe
Zu Eduards Sprössling unter meinem Herzen.
Ja, darum zieh ich manche Träne ein
Und hemme Seufzer, die das Blut wegsaugen,
Damit sie nicht ertränken und verderben
Den Sprössling Eduards, Englands echten Erben.“

[1]) Shakespeare „Heinrich VI.“ III.

Eine direkte Anspielung auf das Versehen bedeuten aber die Worte Dortchen Lakenreissers zu einem sie wegschleppenden Büttel[1]: „Komm nur, ich will dir was sagen, du verdammter Schuft mit dem Kaldaunengesicht. Wenn das Kind, womit ich schwanger geh, zu Schaden kommt, so wäre dir besser, du hättest deine Mutter geschlagen, du Spitzbube von Papiergesicht!“

Die Geschichte des Papsttums steht an interessanten Details der französichen und englischen Königsgeschichte nicht nach. Stengelius[2]), soc. Jesu Theologus, erzählt, dass eine nahe Verwandte des Papstes Martin IV. sich an den Insignien des Hauses Ursini, die einen Bären zeigten, versah und einen behaarten Sohn gebar, worauf der Papst sämtliche Wappenbilder aus dem Palaste entfernen liess. Weniger euphemistisch im Ausdruck berichten Paradinus[3]) und Shempt[4]) dieselbe Historie von einer vornehmen Römerin, mit der Martin IV. „avait d'intimes liaisons“, und die gerne vor den Tierbildern des Palastes stand. Sozusagen unter der Ägide des Vatikans verfasste Maffeo Vegio 1450 sein klassisches Buch „De educatione liberorum“, in dessen drittem Kapitel „Über die Erziehung der Kinder vor der Geburt“ er das Versehen in antiker Auffassung behandelt[5]).

Schliesslich verdient noch Spanien der Erwähnung, weil zwei bemerkenswerte literarische Belege den Glauben an das Versehen südlich der Pyrenäen bekunden. Antonius de Torquemada erzählt in seinem „Hexameron“[6]) eine poetisch fesselnde Geschichte, von der man trotz der Versicherung ihrer Wahrheit sagen dürfte: se non é vero, é ben trovato, und deren Reiz im Deutschen am Ungetrübtesten in der archaischen Übertragung des Landgrafen Hermann zu Hessen[7])

---

[1]) Shakespeare „Heinrich IV.“ V. 4.

[2]) G. Stengelius „De monstris et monstrosis quam mirabilis, bonus et justus sit Deus demonstrantibus“. Ingolstadt 1647. S. 179.

[3]) Guil. Paradinus „Historia Sabaudiae“. Epil. ad caput 46.

[4]) Shempt „Chroniques hélvetiques“.

[5]) Maffeo Vegio „De educatione liberorum“ übers. v. F. J. Köhler, Schwäbisch Gmünd 1865. Kap. 3.

[6]) Ant. de Torquemada „Jardin de flores curiosas“. Caragoca 1571.

[7]) „Hexameron od. Sechs Tage-Zeiten“ a. d. Span. Cassel 1652. S. 38.

zur Geltung kommt. „Ich verwundere mich nicht so sehr hierueber als was noch zu vnsern Lebzeiten vnd welches man gantz vor wahr vnd gewiss hält in Teutschland sich in einer Stadt zugetragen hat da man eine Comedien gespielet darinne einer in heszlichen abschewlichen vnd grevlichen Kleydern den Teuffel agirte. Alsz nun die Comoedi ausz war vnd ein jeder heimb gieng gelüstete diesen also schaendlich verkleideten in solchem habit sein Weib zu beschlaffen darüber das Weib schwanger ward vnd ob dem Kleyd so der Mann angehabt eine so hefftige einbildung bekam bisz endlich als sie gebahr sie ein solch schrecklich abschewlich Kind vnd lebendiges Bild des Teuffels zur Welt brachte; wol kein Teuffel in der Helle heszlicher vnd schrecklicher gemahlet werden möchte[1]." In einem anderen Fall, den Torquemada erzählt, soll sich eine Frau an einem Heiligenbild des Johannis des Täufers versehen haben, so dass ihr Kind behaart zur Welt kam wie der fellbekleidete Heilige. Versehen an dem Bild des Johannis kehren oft wieder[2]), und das berühmteste Opfer dieser Art war ein Mädchen, das dem Kaiser Karl IV. vorgestellt wurde[3]). Eine ästhetisch gefälligere Variante dieses Einflusses von Heiligenbildern auf die schwangeren Beterinnen enthält Auffenbergs „Humoristische Pilgerfahrt nach Granada und Cordova im Jahre 1832": „Die hoffende Mutter, welche stundenlang in tiefster Andacht eine schöne Madonna, eine liebstrahlende Justa, eine verklärte Eulalia betrachtet, erfreut sich bald einer Tochter, welche die Züge jener Bilder trägt. Daher mögen die vielen Madonnas und lebendigen Heiligengesichter kommen, die man mehr als irgendwo in Spanien findet[4])." Ähnliche Relationen zwischen der Schönheit der Mädchen und den statuengeschmückten Stätten der Mütter glaubt auch Domeier[5]) in Florenz entdeckt zu haben. Dagegen wie ein Bild aus einer anderen Kulturwelt mutet die Wahrnehmung Trusens[6]) in

[1]) cf. Ludovicus Vives „Comment. ad cap. 25. Lib. 13. Augustini de Civ. Dei."

[2]) Petrus Messias „Lib. variarum lectionum" cap. 7.

[3]) Boiastuau „Histoires prodigieuses". Tome I. 5.

[4]) Josef Freiherr von Auffenberg „Humoristische Pilgerfahrt nach Granada und Cordova im Jahre 1832". 19. Band seiner sämtlichen Werke. Teil II. S. 329. Wiesbaden 1844.

[5]) Domeier „Fragmente über Italiens Medizinalanstalten". Neues Magazin für Ärzte von Baldinger. Leipzig 1790. Bd. XII. St. II. 150.

[6]) J. P. Trusen „Darstellung der biblischen Krankheiten". Posen 1843. S. 52. cf. Trusen „Sitten, Gebräuche und Krankheiten der alten Hebräer". Breslau 1853.

polnischen Gegenden an: „Einen ähnlichen Affekt scheint das bekannte Bild der „schwarzen Mutter Gottes“ in Czenstochau auf das dortige und benachbarte Landvolk von ganz Oberschlesien, wo ein abschreckendes Kontrefei desselben den Hausaltar in jeder Hütte ziert, auszuüben, denn weit und breit sieht man dort in dem breiten, abgeplatteten stupenden Antlitz besonders des weiblichen Landvolkes die Gesichtzüge aus jenem Bilde vermenschlicht.“

Mit dem Übergang in das 19. Jahrhundert gewinnen ethnologische Untersuchungen ein völlig verändertes Antlitz. Die Ethnologie als Wissenschaft wird geboren. Während man die Volksseele des Altertums und Mittelalters nur in ihrem Spiegelbild der Kulturgeschichte erblicken kann, und sie nicht als ein Ding an sich, sondern nur ihren Widerschein in höheren Regionen zu erfassen vermag, steht nun dem Suchenden als Frucht bewusster Volkserforschung die folkloristische Literatur zur Verfügung. Jetzt spricht nicht mehr der Chronist, nicht der Anekdotensammler und Historiograph zu uns vom Volk, sondern wir lauschen ohne parteiischen Dolmetscher dem Volksmund selber, schöpfen aus dem Urquell des Volkstums.

Trotz der literarischen und persönlichen Propaganda vieler Ärzte gegen den Glauben an das Versehen, lebt er selbst in den „aufgeklärten“ Kreisen der Bevölkerung unausrottbar weiter [1]), was sogar Gegner wie Ploss nicht verschweigen [2]): „An diesem Aberglauben halten selbst gebildete Leute in Deutschland noch jetzt fest, obgleich sich die Ärzte viel Mühe gaben, die Unwahrscheinlichkeit eines solchen Vorganges darzutun“, ein Satz, der in seiner Doppelzüngigkeit — „Aberglaube“ ist eine wissenschaftlich objektive Negation, „Unwahrscheinlichkeit“ ist ein nicht negierendes subjektives Empfinden — für die Unsicherheit der Leugner des Versehens typisch ist. Für die allgemeine Verbreitung des Glaubens in dem eigentlichen von angelernter Bildung und Lektüre noch unbeeinflussten Volk existieren Belege in einer

[1]) Otto Adler „Über sexuellen Aberglauben und sexuelle Gebräuche“ in „Geschlecht und Gesellschaft“. 1908. S. 540: „Das Versehen der Schwangeren mit seinen Folgen ist ein unausrottbares Axiom der ganzen Frauenwelt.“

[2]) H. Ploss „Das Kind in Brauch und Sitte der Völker“. 2. Aufl. Berlin 1882. S. 32.

geradezu überflüssigen Multiplizität[1][2][3][4][5][6]), während die Verschiedenheit der Auffassungen bei den einzelnen Völkerschaften manch erhellendes Licht auf die Psyche der Rassen und Zeiten wirft.

Kallipaedie ist nur wenigen bekannt, in Deutschland nur im Frankenwald[7]), dagegen unter den Slawen den Ruthenen[8]) und in Russland den Bewohnern des Gouvernements Charkow[9]), wo die Schwangeren mit schönen Bildern und schönen Menschen sich umgeben sollen, und charakteristischer Weise den Französinnen, von denen Poulain[10]) erzählt: „Pour avoir un bel enfant, la mère regardera souvent un portrait, une image représentant un beau bébé; les femmes du peuple vont même aux vitrines des marchands de jouets regarder les belles poupées" („gehen sogar an die Schaufenster der Spielwarenläden, um die Puppen zu betrachten"). Die Serbin, deren Ideal es ist, ein rotes Kind zu gebären, trägt ein rotes Band um den Mittelfinger[11]) und die schwangere Zigeunerin eine Bärenklaue um den Arm, dass ihr Kind stark werde wie ein Bär[12]). Geradezu eine Furcht vor der Kallipaedie ist in Oberösterreich verbreitet, wo es heisst; „Trägt sie einen

[1]) Moritz Busch „Deutscher Volksglaube". Leipzig 1877. S. 158.

[2]) Adolf Wuttke „Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart". Hamburg 1860. S. 193.

[3]) J. P. Frank „System einer vollst. mediz. Polizey". Mannheim 1784. Bd. I. S. 520.

[4]) M. Höfler „Volksmedizin und Aberglaube in Oberbayern". S. 206.

[5]) Al. John „Sitte, Brauch, Volksglaube im dtsch. Westböhmen". 1905. 100.

[6]) E. John „Aberglaube, Sitte und Brauch im sächs. Erzgeb.". 1909. S. 47.

[7]) Flügel „Volksmedizin im Frankenwalde".

[8]) Zeno Kuzela „Ruthen. und poln. Volksmedizin", Sevcenko-Gesellsch. VII.

[9]) R. Sumzow in „Globus" 1882 Bd. 52 Nr. 22 S. 348.

[10]) Poulain in „Bulletin de Folklore de la Soc. Belge" 1893, II, 83.

[11]) Rud. Temesvary „Volksbräuche und Aberglauben in der Geburtshilfe und der Pflege der Neugeborenen in Ungarn", Leipzig 1900 S. 22.

[12]) Wlislocki „Der Volksglaube der Zigeuner" 1891 S. 93.

Blumenstrauss am Busen, so bekommt das Kind einen übelriechenden Atem“ [1]) und in Deutsch-Ungarn[2]), wo die Frau in der Gravidität keine schönen Kleider anziehen darf, sich nicht freuen und ihres Zustandes sich nicht rühmen soll — ein düsteres Gegenstück anachoretischer Weltauffassung gegenüber der Lebensbejahung der Antike.

Neben den Resten kallipaedistischer Bestrebungen finden sich auch noch Anklänge an den heidnischen Glauben der Geschlechtsbestimmung des Kindes durch den Willen der Eltern. In Berlin und Potsdam sollen die Frauen immer die Kanten vom Brot essen, um Knaben zu bekommen[3]). Will der Mann in Schlesien einen Jungen, so legt er sich mit langen Schaftstiefeln ins Bett oder er pfeift tüchtig, will er ein Mädchen, so bindet er sich eine Frauenschürze um. Will der Mann im Spessart Söhne, so nimmt er eine Axt mit ins Bett und sagt einen Spruch, der aufhört mit den Worten: „Ruck, ruck, ru, Du sollst hob an Bu!“, will er eine Tochter, so setzt er die Nachtmütze seiner Frau auf und sagt: „Ruck, ruck, rad, Du sollst hob a Mad!“ [4]). Umgekehrt zieht vielerorts die Frau Männerkleider an, wie bei den Slowaken, im Bacser Komitat, im temescher Komitat etc.[5]).

Im allgemeinen jedoch finden sich entsprechend der pathologischen Auffassung des Ver-sehens bei den nordischen Völkern fast ausschliesslich Ver-bote. Diese Verbote beziehen sich auf alle Äusserungen des öffentlichen und häuslichen Lebens. In ungarischen und rumänischen Gegenden dürfen Schwangere nicht in die Kirche, weil sie sich an den Heiligenbildern versehen könnten[6]), was nicht gerade ein lobliches Urteil über deren künstlerische Qualitäten zu fällen scheint. In Baden[7]), Mecklenburg[8]),

[1]) A. M. Pachinger „Die Schwangere und das Neugeborene in Glaube u. Brauch d. Völker“. Anthropophyteia 1906 S. 34.

[2]) und [3]) Hovorka und Kronfeld „Vergleichende Volksmedizin“ S. 536 u. 912.

[4]) Kritzler „Schwangerschaft im deutsch. Volksglaub.“ Reichsmedizinalanzeiger 1908.

[5]) und [6]) Temesvary l. c.

[7]) Elard Hugo Meyer „Badisches Volksleben“ Strassburg 1900.

[8]) H. Kritzler l. c.

Pommern, Vogtland und in Schlesien[1]) ist den hoffenden Müttern die Teilnahme an Begräbnissen untersagt und in Dalmatien[2]) und auf den Nordfriesischen Inseln[3]) dürfen sie keine Leiche sehen, sonst wird das Kind eine blasse Hautfarbe bekommen[4]), in Schlesien keinem Toten die Augen zudrücken[5]). In Ungarn[6]) soll die Schwangere nicht einmal tote Tiere ansehen: „Die Augen eines toten Tieres beschauen sich die Frauen nicht, denn sonst würde das Kind Zeit seines Lebens ein Augenübel haben, ja eventuell sogar schon blind auf die Welt kommen". Ebenso gefährlich ist der Anblick von Blut. „Gibt sie sich mit Blut ab, so wird ihr Kind einen roten Ausschlag am Körper haben"[7]). Die Serbin[8]) darf nicht in das Blut eines geschlachteten Tieres treten, wenn ihr Kind nicht mit roten Flecken behaftet sein soll[9]). Auch die transsylvanische Zeltzigeunerin und die Bewohnerinnen der Halligen der Nordsee[10]) meiden den Anblick des Schlachtviehs.

In Gegenden, wo die Frauen seltener dem Schauspiel des Schlachtens beiwohnen können, leitet der Volksmund die Entstehung der Naevi vasculosi vom Anblick des Feuers

[1]) H. Ploss „Das Weib i. d. Natur- u. Völkerkunde" Lpzg. 1885. Bd. I, S. 405 ff. In späteren Aufig. Ploss-Bartels ebs. Ausg. 1908 Bd. I, S. 924 ff.

[2]) Hovorka „Volksmed. auf d. Halbinsel Sabbioncello in Dalmatien". Wissenschaftl. Mitteilg. aus Bosnien und Herzegowina 1901 VIII, Wien.

[3]) Christian Jensen „Die Nordfriesischen Inseln Sylt, Föhr, Amrum und die Halligen" Hamburg 1891, S. 216 ff.

[4]) Vergl. Goethe:

„Totengräbers Tochter sah ich gehen,
Ihre Mutter hatte sich an keiner Leiche versehen".

[5]) Ploss l. c. S. 45.

[6]) Temesvary l. c. S. 23.

[7]) Temesvary l. c. S. 23.

[8]) Fr. S. Krauss „Sitte und Gebrauch der Südslaven" Wien 1885, S. 534.

[9]) Bernh. Stern „Medizin, Aberglaube und Geschlechtsleben in der Türkei" Berlin 1903 Bd. II S. 288.

[10]) Christian Jensen „Die Nordfriesischen Inseln Sylt, Föhr, Amrum und die Halligen" Hamburg 1891, S. 216 ff.

ab, so dass der Ausdruck „Feuermal", in Süddeutschland „Brandmal", überhaupt ein Terminus technicus für diese Naevi geworden ist, was jeden Literaturnachweis erübrigt. In Schlesien[1]) macht die Mutter das Feuer verantwortlich für die roten Haare ihrer Kinder, und in Kleinrussland[2]) auch für die schwärzlichen Flecke, wobei die Idee des verkohlten Holzes den Ausschlag gibt, wie wir es bei den Bewohnern von Nias fanden.

Vor dem Wasser besteht eine direkte Furcht nur bei wenigen Völkern. Bei den Kaschuben, der slavischen Bevölkerung Pommerns, heisst es: „Die Mutter darf nicht unnütz Wasser kochen, sonst bekommt das Kind „das Aelter", d. h. es bleibt blass und kränklich"[3]). In Salzburg: „Wenn eine Frau schwanger ist, darf sie kein unreines Wasser langen, sonst bekommt das Kind hässliche Hände"[4]). Dagegen weit verbreitet ist die Furcht vor der Berührung mit Tieren, in ihrer Frequenz erklärlich durch die Häufigkeit der Naevi pilosi. Vor allem ist es die Maus, die wegen ihrer eigenen Verbreitung und wegen der meist grauen Farbe und ovalen Form der Naevi als Sünderin beschuldigt wird. Darum ist im Badischen[5]), wo man vom „Versehe", „Vergucke", „Abluege", „Abschaue" spricht, die dunkle „Muus" gefürchtet. Darum auch sagt man den Frauen im Rheinland:

„Mach, dass Du Dich nicht vor einer Maus erschrickst,
Sonst trägt Dein Kind eine Maus an sich"[6]).

Den gleichen Ruf geniesst die Maus bei den magyarischen, slavonischen und kroatischen Bauern.

Nächst der Maus ist der Hase der erklärte Feind der jungen Mutter, unschuldigerweise wegen seines Zwischen-

[1]) Paul Drechsler „Sitte, Brauch u. Volksglauben i. Schlesien" Lpzg. 1903, Absatz 203.

[2]) N. Sumzow l. c.

[3]) F. Tetzner „Die Slowinzen und Lebabakaschuben" Berlin 1899, S. 82.

[4]) A. M. Pachinger l. c.

[5]) Elard Hugo Meyer l. c.

[6]) Jos. Alken „Zur Umfrage über Wöchnerinnen" Zeitschrift des Vereins für rhein. und westfäl. Volkskunde V. 1908. S. 69.

kieferspaltes als Schädiger der Kinder verfehmt, ebenso gefürchtet in Schlesien[1]), Bayern[2]) und im Spreewald[3]), wie in Norwegen[4]) und Dänemark[5]), wo die Frau nicht einmal über ein Hasenlager schreiten darf. Im Banne der uralten Menschheitsidee, dass Mut gegen Zauber und bösen Blick feit, soll die Süditalienerin einen getöteten Hasen auf die Flanken küssen, um das Kind gegen die Hasenscharte zu schützen[6]). Dagegen an spezifisch indische und chinesische Vorstellungen erinnert die Besorgnis der Magyarin[7]), ihr Kind werde nach dem Anblick von Schildkröten und Krebsen schwer laufen lernen. Aus demselben Grunde verschmäht die Zigeunerin ihre Lieblingsspeise, Schnecken, wie ja überhaupt das Versehen in der Zigeunerin vielleicht die unbedingteste und ergebenste Anhängerin besitzt[8]). Die Széklerin[9]) glaubt, der Anblick eines Ferkels verschulde den Kropf ihres Kindes, während es schön und stark werde, wenn sie von einem Pferde angerannt wurde[10]). Auch ist die Berührung mit Hund und Katze bei fast allen Völkern wegen der Gefahr eines haarigen Muttermals streng verpönt. In entgegengesetzter Furcht vor Haarmangel schneidet sich die Ostfriesländerin nicht ihr Haar, weil sonst das Kind kahl werde[11]). Von übler Vorbedeutung ist auch die unvermutete Berührung mit Früchten, erklärlich aus der Ähnlichkeit der prominierenden Angiome, Papillome, Fibrome, Tele-

[1]) Drechsler l. c.

[2]) Höfler l. c.

[3]) Ploss-Bartels l. c.

[4]) F. Liebrecht „Zur Volkskunde", Heilbronn 1879, S. 314.

[5]) Dr. Kristen Isäger „Aus der dänischen Volksmedizin" Harlem Janus X und XI.

[6]) Raphael Corso „Vom Geschlechtsleben in Calabrien" Anthropophyteia 1911 S. 145.

[7]) Wlislocki „Volksglaube und religiöser Brauch d. Magyaren" 1893, S. 72 ff.

[8]) Victor Areco „Das Liebesleben der Zigeuner" Leipzig (nach 1900) S. 206.

[9]) Jankó János „Torda, Arayosszék, Toroczko magyar nepe" („Das ungar. Volk zu T., A., T.") Budapest 1892 S. 248—256.

[10]) Wlislocki l. c.

[11]) Ploss „Das Kind" Ausg. von Renz. Lpzg. 1911 S. 39.

angiektasien etc. mit den verschiedenen Fruchtsorten. Die Pflaume als Ursache der bläulichen Angiome und die Erdbeere als Anstoss für die rötlich behaarten Pigmenttumoren streiten sich um den Vorrang im Gehasstsein. Während die Westeuropäerinnen nur dem Schlag fallender oder geschleuderter Früchte auszuweichen suchen, artet die Furcht vor dem Obst bei den östlichen Europäerinnen dahin aus, dass die Karlsbaderin keines geniesst, damit das Kind nicht einen Wasserkopf bekomme[1]), die schwangere Tschechin nicht unbedeckt auszugehen wagt (Matiegka) und die Bukowinerfrau nur unter sorgsamen Massregeln Früchte isst[2]), und den Genuss von Zwillingsfrüchten überhaupt ablehnt. Letztere gelten als unfehlbare Vorboten einer Niederkunft mit Zwillingen, und sind nicht nur auf dem Balkan, sondern auch bei den Ruthenen[3]), in den Baltischen Ländern[4]) und über ganz Deutschland hinweg bis an die Westküste Frankreichs verschmäht, wo man in Poitou zu sagen pflegt: „La femme enceinte qui trouve mais surtout qui mange un fruit double, est assurée d'avoir des jumeaux“[5]). In Unterfranken sollen nicht einmal Mädchen Doppelfrüchte essen, um später nicht Zwillinge zu gebären. Dieser Furcht vor zusammengewachsenen Früchten steht die Notwendigkeit der Befriedigung von Gelüsten nach Obst gegenüber, so dass noch heute die Schwangeren solches stehlen dürfen wie im Mittelalter, — nur müssen sie es auf der Stelle essen (Schwarzwald[6]), Baden[7]), Schwaben[8]). Zu diesem Eifer in der Befriedigung der Gelüste in ganz unlogischem Gegensatz steht das Verbot, Verlangen nach

---

[1]) Ploss „Das Kind“ Ausg. von Renz. Lpzg. 1911. S. 39.

[2]) Demeter Dan „Bukowiner Volksglauben“ Bokowin. Post No. 206, 234 ff.

[3]) Bugiel „Aus dem Ruthenischen Volksglauben“ Zeitschrift für österreichische Volkskunde Bd. II S. 306.

[4]) Knorre „Sammlg. abergläub. Gebräuche“ Balt. Studien II S. 113 ff.

[5]) Revue des Traditions populaires Bd. XX S. 319.

[6]) Hovorka und Kronfeld l. c. S. 541.

[7]) F. H. Meyer l. c.

[8]) Ernst Meier „Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben“ Stuttgart 1852 S. 476.

fremdem Besitz zu sättigen, sobald es sich um wertvollere Objekte handelt als eine Handvoll Kirschen. „Nicht stehlen!“ ruft das ungeschriebene Volksgesetz der lüsternen Mutter zu, dass das Kind nicht den „Makel“ trage an seinem Leib oder die böse Lust sich „vererbe“. Heine schreibt in seinen biographischen Notizen: „Die Mutter erzählt, sie habe während der Schwangerschaft in fremdem Garten einen Apfel hängen sehen, ihn aber nicht abbrechen wollen, damit ihr Kind kein Dieb werde. Mein Leben hindurch behielt ich ein geheimes Gelüste nach schönen Äpfeln, aber verbunden mit Respekt vor fremdem Eigentum und Abscheu vor Diebstahl“. Charakteristisch ist nun, dass der Diebstahl in der Schwangerschaft gerade bei den Völkern eine grosse Rolle spielt, bei denen der juristische Begriff „Eigentum“ keine allzu tiefgehende Respektsempfindung auszulösen pflegt. Während er nämlich in den deutschen Bezirken nur ganz beiläufig hie und da erwähnt wird, in Pommern[1]), in Schlesien[2]), Baden[3]), auf den nordfriesischen Halligen[4]), kommt dem Diebstahl der Mutter nach Ansicht der Bosnier[5]) und Ungarn[6]) als ätiologisches Moment für Muttermäler eine grosse Bedeutung zu, die Wenden[7]), als Langfinger geradezu berüchtigt, verbieten ihren Schwangeren nachdrücklichst Stehlen, Lügen und Naschen, und bei den Kaschuben[8]) „soll die Mutter nicht durchs Fenster steigen, sonst wird ihr Kind ein Dieb“. Den Gipfel harmloser Offenherzigkeit aber erklimmen unstreitig die Rumänen mit

---

[1]) A. Haas „Das Kind in Glauben und Brauch der Pommern“ in „Am Urquell“, Monatsschrift für Volkskunde, Bd. V 1894 S. 180.

[2]) Drechsler l. c. Absatz 204.

[3]) F. H. Meyer l. c.

[4]) Jensen l. c. S. 216.

[5]) Delié „Etwas über Volkszauberei“ in den „Wissenschaftlichen Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina“ Bd. I 1893 S. 421. Fr. S. Krauss l. c. S. 536.

[6]) Temesvary l. c. S. 24.

[7]) M. Rentsch „Volksglaube, Brauch und Aberglaube bei den Wenden“ in Wuttke „Sächsische Volkskunde“ 1900 S. 350.

Cf. N. Sumzow „Über slavische Volksbräuche bezüglich des neugeborenen Kindes“. Veröffentl. d. Minister. d. Volksaufklär. 1880. Bd. 212 (russ. Ausg.).

[8]) Tetzner l. c. S. 82.

ihrer Deduktion, dass die Mutter eines Kindes, das ein Mal trägt, — gestohlen habe.

Diebstahl ist jedoch nur die prägnanteste Spezialform einer ganzen Reihe von Verfehlungen und Lastern, die das Kind schädigen können. In Frankreich [1]) sagt man: „Pendant sa grossesse, la femme ne doit ni gourmande, ni colère, car son enfant aurait ces défauts", und in Poitou weist man direkt auf die konkrete Analogie der Malübertragung hin: „Une femme enceinte qui a un dégout peut en transmettre la trace à son enfant comme s'il s'agissait d'une envie". Auch die Italienerin von Pola [2]) hütet sich ängstlich vor dem Naschen und die gleiche Ideenassoziation liegt den allgemein verbreiteten Speiseverboten zugrunde, unter denen in Europa genau wie in Polynesien das Verbot des Fischessens den ersten Rang einnimmt (Bayern, Ungarn, Island, Steiermark [3]), während in Süditalien vor allem Wolfsfleisch verpönt ist [4]), die Karlsbaderin kein Ziegenfleisch und die Schwangere des Libauer Tales kein Hahnfleisch isst, damit das Kind nicht geil werde.

Die Gefahr der Übertragung solcher Gelüste erklärt den Eifer sie zu befriedigen. Wo der Glaube an das Versehen lebendig ist, gilt die Befriedigung der Schwangerschaftsgelüste als eine von der Natur geforderte Pflicht, heute noch genau so wie es oben vom Mittelalter und asiatischen Altertum mit allen seinen Modifikationen angeführt wurde. Besonders bei den temperamentvolleren Stämmen Süd- und Osteuropas gilt die Gewährung mütterlicher Bitten „als eine heilige Pflicht" (Krauss), und um auch den Säumigen und Indolenten anzufeuern, bedient sich das Volk der nimmerfehlenden Zuchtrute geheimnisvoller Strafandrohung. „Ratten und Mäuse fressen die Kleider und nagen die Haut dessen,

[1]) Bulletin de Folklore l. c. und Revue des Traditions l. c.

[2]) Mazzuchi, Pio „Legende, pregiudizi e superstitioni del volgo nell' alto polesine". Archivio per l'Anthropologia etc. 1887. Firenze. S. 331.

[3]) V. Fossel „Volksmed. und med. Aberglaube in Steiermark" Graz 1886. S. 50.

[4]) Ant. Karusio „Pregiudizi popolari Putignanesi", ibid. Vol. XVII. S. 311.

der Schwangeren ein Verlangen abschlägt[1])“ verkündet die Volksstimme Weissrusslands, „ein Gerstenkorn an seinem Auge wird der tragen, der eine Schwangere abweist“ droht sie in der Herzegowina[2]) und Calabrien[3]), während man in Ungarn[4]) fürchtet, das Kind werde mit dem verweigerten Gegenstand im Munde auf die Welt kommen, und in der Türkei[5]), es werde diesen Gegenstand als Mal an seinem Leibe tragen, eine Befürchtung, die auch in Deutschland, besonders im Schwarzwald, vorherrschend ist und etwas nuanciert bei den Böhmen[6]) allgemeine Geltung besitzt. In merkwürdigem Gegensatz hierzu steht eine Geschichte aus dem isländischen[7]) Volksleben des 16. Jahrhundert, dass die Mutter von Axlar Bjoern Gelüste nach Menschenblut empfunden habe, worauf sich ihr Mann in den Fuss ritzte und sie trinken liess. Zur Strafe für solch schändliches Verlangen und für seine Erfüllung wurde ihr Sohn ein mordgieriger Gesell, der 18 Menschen umbrachte und auf dem Schaffot endete. So finden sich wie in der Seele des Individuums auch im Geist der Völker Gereimtes und Ungereimtes, Harmonie und Dissonanz dicht beieinander. Man könnte auf diesen Spuren weiterwandelnd noch unzählige Früchte volkstümlicher Vorstellungen und Sitten pflücken, hier jedoch sei nur noch zweier Beispiele

---

[1]) Sumzow l. c. S. 72. cf. P. Bartels „Fortpflanz., Wochenbett und Taufe in Br. u. Gl. der weissruss. Landbevölk.“. Ztschr. f. Volksk. 1907. S. 164.

[2]) L. Glück „Skizzen a. d. Volksmedizin in Bosnien und der Herzegowina“. Wissensch. Mitteilg. a. B. u. d. Herz. Wien 1894. II. S. 410.

[3]) Raphael Corso l. c.

[4]) Váli Dezsö „Elöitéletek, népszokàsok és babonák a szülés körében Szabadkán“. Vorurt., Volksbr., Abergl. in d. Geburtsh. in S. Orvosi Hetilap 1899. S. 43.

[5]) Bernh. Stern l. c. S. 287.

[6]) J. V. Grohmann „Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren“. Prag und Leipzig 1864. S. 114. Cf. die Museumszeitschrift „Casopis ceského Musea“. 1853. S. 475.

[7]) Max Bartels „Isländischer Brauch und Volksglauben in Bezug auf die Nachkommenschaft“. Zeitschrift für Ethnologie 1900. Bd. XXXII. S. 61.

gedacht, die durch ihre Verbreitung bei den Neger- und Indianerstämmen und durch ihre allgemeine Anerkennung bei den asiatischen Kulturvölkern noch einmal am Ausgang der folkloristischen Betrachtungen auf den unzweifelhaften Ursprung des ganzen Ideenkreises um das Versehen aus den altasiatischen Frühzeiten des Menschengeschlechtes hindeuten. Es sind dies die beiden Verbote, sich mit Schnüren schaffen zu machen und aus schartigen Gefässen zu trinken. Bei allen Völkern ist das Spinnen, das Durchkriechen unter ausgehängten Leinen, das Aufbinden der Wäsche und dgl. verboten, und wenn Hansemann[1]) die Tatsache, „dass dieser Aberglaube viel älter ist als die Spinnräder, die erst Anfangs des 16. Jahrhunderts erfunden wurden", damit begründet, dass „man zweifellos schon damals zu der richtigen Erkenntnis gekommen war, dass auch das Recken des Körpers für die Schwangerschaft schädlich ist" und dass „sich in allem diesem Aberglauben die richtige Ansicht ausdrückt, besonders anstrengende Bewegungen zu vermeiden", so muss diese mechanistische Erklärung im Hinblick auf den Ursprung und die allgemeine Tendenz des Volksglaubens im vorliegenden Fall als höchst unwahrscheinlich gelten. Es kann nach dem Resultat aller Erhebungen kaum einem Zweifel unterliegen, dass hier rein psychische Vorstellungen und nicht hygienische Bedenken den Ausschlag geben. Die psychische und nicht die physische Beschäftigung mit den verworrenen Fäden bringt die Nabelschnur in Verwicklung; Furcht vor Versehen und nicht vor Verrenken oder Vertreten ist das Motiv des Spinnverbotes (Brandenburg, Vogtland, Franken, Pfalz[2]). Dafür spricht auch die überall gepredigte Warnung des gewiss hygienisch unschuldigen Gebrauches schartiger Gefässe, damit das Kind keine Hasenscharte, keinen schiefen Mund, keinen Nabelbruch bekomme (Dänemark[3]), Nieder-

[1]) Hansemann „Der Aberglaube in der Medizin und seine Gefahr für Gesundheit und Leben". Leipzig 1905. S. 30.

[2]) Hovorka und Kronfeld l. c.

[3]) Kristen Isäger „Aus der dänischen Volksmedizin". Harlem, Janus X. XI.

lande[1]), Esthland[2]), Ruthenen[3]), Schlesien[4]), Liebauer Tal, Vogtland[5])).

Je grösser die Schätzung einer Gefahr, um so bestimmter sind die Vorkehrungen zu ihrer Abwehr. Um das Versehen zu verhüten, befolgt die Frau des modernen Europas dieselben Regeln wie die Schwangere vor Jahrtausenden in Alt-Indien und die Neger- und Indianermutter jenseits des Äquators. Als Elementargesetz gilt: nicht mit der Hand ins Gesicht fahren, dass das Kind kein Mal an seiner Schläfe tragen müsse. Genau wie die Wahambanegerin bewegt die Thüringerin ihre Arme hinter dem Rücken und ruft: „Weggesagt“[5])! In Staufen und einigen Ortschaften Badens[6]) soll sie die Arme weit von sich strecken oder dem gefürchteten Gegenstand fest ins Auge schauen — eine uralte asiatische Vorstellung, den bösen Blick zu bannen, was auch die Ungarin[7]) tun soll, während sie mit ihren Händen die Zipfel ihres Kleides hält. Auf Island[8]) ergreift die Schwangere Holz, in Alt-Preussen musste sie auf die Nägel schauen, wenn ein Krüppel des Weges kam[9]), in anderen Gegenden ihn anspeien; in Unterfranken sagen die Begleiter einer Hoffenden, wenn ihnen eine Missgestalt begegnet: „Guck nit üm, was Schwarzes kümmt[10])!“ Am verbreitetsten aber ist die Sitte, schnell mit der Hand an das Gesäss zu fahren, um das Mal auf diese stets verhüllte Stelle

---

[1]) H. J. Bakker „Driemaandelijksche Bladen uitgegeven door de vereeniging tot onderzoek van taal en volksleven in het osten van Nederland“. Jaarg. IV. 1905. S. 15 u. 110.

[2]) Johann Wolfgang Boecler „Der Ehsten abergläubische Gebräuche, Weisen und Gewohnheiten“. 1685 konfisziert, neu herausgegeben von Kreutzwald. Petersburg 1854. S. 42.

[3]) Kugela l. c.

[4]) Drechsler l. c. Absatz 203.

[5]) Ploss l. c. S. 45, 36.

[6]) E. H. Meyer l. c.

[7]) Temesvary l. c. S. 37.

[8]) Bartels l. c. S. 65.

[9]) Ploss l. c.

[10]) G. Lammert „Volksmedizin und medizinischer Aberglaube in Bayern“. Würzburg 1869.

zu versetzen, ein Brauch, über den Joubert[1]) ein ganzes Kapitel schrieb unter dem Titel: „Pourquoi conseille on à la femme grosse de mettre la main à son derrière, si elle ne peut soudain estre satisfaite de son appetit?“

„Kunst und Wissenschaft sind die hellen Augen eines Volkes; in der Mystik schlägt sein Herz“ sagt Julius Langbehn in seinem berühmten Buch über „Rembrandt als Erzieher“. Im Glauben an das Versehen leuchten uns die Augen und schlägt uns das Herz des Volkes entgegen. Kunst, Wissenschaft und Mystik schlossen sich in ihm zur Triole: durch die Mystik, die ein, wenn überhaupt, so nur schattenhaft vorhandenes und selten wirkendes Band zwischen Mutter und Kind zur alltäglichen Fessel vergröberte, wurde das gesegnete Weib mit dem Madonnenschein der Heiligkeit umstrahlt und selbst unter dem rohesten Volk dem Schutz der Mutterschaft anheimgegeben; durch die Wissenschaft wurde der Glaube der Völker zum psychologisch-neuropathischen Phänomen erhoben, die Kunst aber schöpfte aus dieser ewig sprudelnden Quelle des unverfälschten Volksgeistes den befruchtenden Tau für das dichterische Schaffen. Der Gedanke an den Widerhall mütterlicher Seelenregung im Charakter und Aussehen des noch ungeborenen Kindes streift zu sehr die Grenze des Wunderbaren und Romantischen, als dass er nicht überall da, wo Menschen poetischer Empfindung fähig sind, ein Lieblingsthema des Volkes und der Dichter hätte sein müsssen. Nur aus dieser Wurzel erklärt sich ebenso die besondere Popularität des Versehens unter den slawischen Stämmen mit ihrem ausgesprochenen Sinn für Poesie, wie auch seine immer wiederholte Verwendung in der allgemeinen und schönen Literatur bis in die modernste Zeit. Mit Goethes „Wahlverwandtschaften“, diesem wunderbaren Roman der geheimen Sympathien, dessen Analyse allein eine Abhandlung erschöpfen könnte, wurde die bedeutendste Bearbeitung dieses Stoffes erwähnt. Und seinem eigenen Familienkreise entstammen zwei Notizen aus

---

[1]) Joubert „Erreurs populaires au fait de la médecine“. Avignon 1578. Lib. III. Chapitre VII. S. 310.

einem Brief Bettinas von Arnim, die auf Bettinas ebenso berühmte wie berüchtigte Schwärmerei für alles, was den Namen Goethe trug, ein charakteristisches Schlaglicht werfen. Als Goethes Sohn August auf der Durchreise zur Heidelberger Universität in Frankfurt war, vergötterten die überschwänglichen jungen Frauen den Sohn Goethes masslos, und Bettina schreibt an Frau Christiane von Goethe: „Er schwärmt zum Teil auch auf den Stadttürmen mit den Gebrüdern Schlosser herum, weswegen ich bei meinen beiden Schwägerinnen oft Verdruss habe, die mich stets zerren, um ihn zu sehen. Die Ursache ist wirklich diese bewunderungswürdige, dass beide in gesegneten Umständen sind und sich gern in Augusts Augen vertieften, um den zukünftigen dieselben einzupflanzen.“ An anderer Stelle heisst es: „August war heute morgen schon bei allen Verwandten, Bettina war nicht zu Haus; als sie aber kam, bestürmten sie alle wegen seinen schönen Augen, besonders die beiden jungen Frauen, die den Segen unter dem Herzen tragen und ihn immer ansehen wollen, um ihren Kindern die Augen abzustehlen.“ Gegenüber diesen Sentimentalitäten im Backfischstil ist der Geist und Name Goethes in höherem Sinne noch mit zwei anderen berühmten Werken verbunden, in denen das Versehen berührt wird. Selbst noch ein Lernender, war er Lavater behilflich bei der Komposition des gross angelegten und noch heute höchst bedeutenden Werkes der „Physiognomischen Fragmente[1])“, in denen das Versehen mit trefflicher Auffassung behandelt wird. Auch in der anderen grossen Schöpfung, die den Anregungen Goethes entsprang, in Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte“, die abgesehen von der bannenden Schönheit der Darstellung als Vorläufer der Darwinschen Gedanken ein Anrecht auf Unvergänglichkeit besitzen, wird das Versehen als „unleugbar, obgleich schwer zu erklären“ beurteilt[2]). Bezeichnend für die Gegensätzlichkeit der Meinungen für und wider das Versehen unter sonst kongenialen Menschen ist die konträre Ansicht Jean Pauls, der mit schwärmerischer Hingebung an Herder hing, was ihn nicht hindert, in der Auffassung der vorgeburtlichen Erziehung seinen Meister zu befehden mit der apodiktischen Antwort auf die Frage: „Wann fängt

[1]) Lavater „Physiognomische Fragmente“. Leipzig und Winterthur 1778. Bd. IV. Fragment VII. S. 66 ff.

[2]) Herder „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.“ Ausgabe von Hempel, Berlin, Buch VII. Kap. IV. S. 61.

die geistige Erziehung ihr Werk an?" „Bei dem ersten Atemzuge des Kindes, aber nicht früher." Mit dem blendenden Reichtum seiner sprachlichen Waffen tritt er dem alten Glauben des Volkes genüber und ruft der Mutter zu: „Wenn Du wüsstest, dass ein schwarzer Gedanke von Dir oder ein glänzender selbständig sich losrisse aus Deiner Seele und ausser Dir anwurzelte und ein halbes Jahrhundert lang seine Giftblüten oder seine Heilwurzeln triebe und trüge: o, wie würdest Du frömmer wählen und denken!" Ist das Versehen niemals in einer so gediegenen und künstlerisch vollendeten Form wie in Goethes Wahlverwandtschaften bejaht worden, niemals wurde es in einem so gleissenden und dahinrauschenden Stile abgetan wie von der Feder des genialen Sprachbeherrschers Jean Paul Richters. „Himmel!", ruft er in seinem Erziehungswerk „Levana"[1]) aus, „wenn der Ekel an Speisen und Menschen, die Gier nach Unnatürlichkeiten, die Furcht, die Weinerlichkeiten und Schwächlichkeiten so geistig einflössen, dass der Mutterleib die erste Adoptionsloge und Taubstummenanstalt der Geister und die Weiblichkeit das Geschlechtskuratorium der Männer wäre: welche sieche, scheue, weiche Nachwelt fortgepflanzter Schwangerer! Es gäbe keinen Mann mehr. — Jeder lebte und tränte und gelüstete und wäre nichts. — Jedes Kind müsste ein geistiger Supernumerarkopist seiner Geschwister sein und die ganze Kinderstube ein geistiger Abgusssaal der Mutter." Und wenn Dr. Katzenberger, der ein Kabinett von Missgeburten besitzt, seiner schwangeren Frau solche vorhält, damit sie sich versieht und ihm Prachtexemplare gebiert, zu seinem Bedauern ohne Erfolg, so bestätigt diese Parodie auf das Versehen den ablehnenden Standpunkt des Autors[2]).

Auch der dritte grosse Pionier des Entwickelungsgedankens neben Goethe und Herder, Kant, berührt, allerdings nur in einer satirischen Allegorie, das Versehen in den „Träumen eines Geistersehers"[3]), indem er sich wegen der Zitierung der „wilden Hirngespinste des ärgsten Schwärmers unter allen" (Swedenborg) entschuldigt mit dem scherzhaften Vergleich: „Obgleich ein Natursammler unter den präparierten Stücken tierischer Zeugungen nicht nur solche, die in natürlicher Form gebildet sind, sondern auch Missgeburten in seinem Schranke aufstellt, so muss

[1]) Jean Paul „Levana oder Erziehlehre" in seinen „Werken". Ausg. Hempel, Berlin, Bd. LIV. S. 50 ff.

[2]) Jean Paul „Dr. Katzenbergers Badereise".

[3]) Kant „Träume eines Geistersehers" Königsberg, Ausgabe Kanter 1766 S. 112, Ausgabe Reclam S. 59.

er doch behutsam sein, sie nicht jedermann und nicht gar zu deutlich sehen zu lassen. Denn es könnten unter den Vorwitzigen leichtlich auch schwangere Personen sein, bei denen es einen schlimmen Eindruck machen dürfte. Und da unter meinen Lesern einige in Ansehung der idealen Empfängnis eben so wohl in anderen Umständen sein mögen, so würde es mir leid tun, wenn sie sich hier etwa woran sollten versehen haben. Indessen weil ich sie doch gleich anfangs gewarnt habe, so stehe ich für nichts und hoffe, man werde mir nicht die Mondkälber aufbürden, die bei dieser Veranlassung von ihrer furchtbaren Einbildung möchten geboren werden". Gegenüber dieser launigen Auffassung erfreute sich das Versehen bei den Naturphilosophen der nachkantischen Periode ernster Anerkennung und prangte als Blüte auf dem Felde metaphysischer Seelenlehren. Von den Früchten dieses Gedeihens gewinnt man einen Geschmack, wenn man bei einem der bedeutendsten Führer des „naturwissenschaftlichen" Mystizismus, bei Heinrich von Schubert[1]), den mütterlichen Einfluss gedeutet findet als „eine eigentümliche Macht, die von einer Region des Lebens zur anderen, von der Seele zum Leib durch das Mitgefühl fortgepflanzt wird", eine Erklärung, deren Verworrenheit lebhaft an die Kirchenväter erinnert, die aber von unbedeutenderen Zeitgenossen noch weit überboten wird, z. B. durch Schmidtmüllers[2]) Exposition des Versehens: „Der Schreck wirkt zunächst auf das sensible System, folglich auch auf das der Irritabilität, also notwendig auf die Produktivität".

Die Brücke von der Naturphilosophie zur modernen Naturwissenschaft bildet Ed. v. Hartmanns[3]) „Philosophie des Unbewussten", in der das Versehen mehrfach in bejahendem Sinne behandelt wird, wie es auch Hermann Lotze[4]) nicht verneint, während seine flüchtige Erwähnung in Dessoirs[5]) „Geschichte der neueren

[1]) Gotthilf Heinrich von Schubert „Geschichte der Seele" Stuttgart und Tübingen 1839 VI, S. 832—838.

[2]) Schmidtmüller „Etwas über die Entstehung der Muttermäler" in Siebolds „Lucina" 1805 Bd. II Stück II S. 46—73.

[3]) Ed. v. Hartmann „Philosophie des Unbewussten" 4. Aufl., Berlin 1872 S. 75, 148, 161.

[4]) Herm. Lotze „Seele und Seelenleben" 1846 S. 154.

[5]) Max Dessoir „Geschichte d. n. d. Psychologie" 2. Aufl., 1902 S. 490.

deutschen Psychologie" eine ablehnende Stellung des Verfassers zu dokumentieren scheint. — Gegenüber dieser unverkennbaren Reserve in wissenschaftlichen nichtmedizinischen Kreisen erfreut sich das alte Problem in den populärwissenschaftlichen Schriften[1]) des ungeschwächten Interesses der Autoren und des Publikums. Es gibt kein Buch über „Verhaltungsmassregeln in der Schwangerschaft", „Die Pflichten der Mutter", „Die Junge Frau" etc.[2]), in dem nicht das Versehen bald als „wissenschaftlich unantastbar" hingestellt, bald als Ammenmärchen dem Urväterhausrat zugetan wird. Dass es in der okkultistischen Literatur als Argument für geheime psychische Kräfte häufig erwähnt wird, verwundert nicht, wenn man die enorme Zahl spiritistischer Schriften bedenkt, die in Karl Siegismunds „Vademecum" allein von 1800—1888 auf 6000 deutsche Werke, von Perty sogar auf 10 000 Druckschriften veranschlagt wird. Auch in der Legion der Populärdarstellungen des Hypnotismus und der Suggestion wird das Versehen gerne genannt, wovon beispielsweise der Band „Hypnotismus" der bekannten „Miniaturbibliothek" eine Illustration bietet, dessen anonymer Verfasser ihm nicht weniger als 4 Seiten widmet.

Mehr noch als den ernsten Kreis des klassischen Weimars musste der Glaube an das Versehen den Romantiker mit seinem Hang zum Seltsamen und zu wunderbaren Seelenäusserungen als dichterischer Vorwurf reizen. Opferte doch einer seiner talentvollsten Vertreter, Clemens Brentano, fünf Jahre seines Lebens der nahverwandten Manifestation der Psyche, der Stigmatisation, indem er Leben und Leiden der Katharina Emmerich beschrieb. Kaum einer von der romantischen Schule ging unempfänglich für die poetische Kraft des alten Volksglaubens an ihm vorüber. Heines

[1]) cf. Alb. Hellwig „Das Versehen der Schwangeren" in „Kosmos, Handweiser für Naturfreunde" Stuttgart 1908, S. 204.

J. Spier „Das Rätsel der erhöhten Knabensterblichkeit" in „Gegenwart" 1912 Nr. 6 S. 86.

[2]) cf. Hedwig Kröning „Das intime Buch der Frau", das Weihnachten 1911 mit grosser Reklame in alle Welt verbreitet wurde, und einen Abschnitt „Die Erziehung des Ungeborenen" enthält. Cf. Dr. Wilhelm Huber „Die junge Frau", Leipzig 1910, S. 72.

zitierte autobiographische Notiz ist nicht das einzige Zeugnis; in einem Brief an seine Schwester Charlotte aus Göttingen im Jahre 1824 schreibt er der Schwangeren[1]): „Schone Dich; lauf nicht zu viel; nasche nichts, sonst wird Dein Kind ein Näscher; auch lese jetzt keine Verse, sonst wird das Kind, das Du bekommst, ein Poet — welches wohl ein grosses Unglück genannt werden kann. Ich dachte nicht an Deinen Zustand, sonst hätte ich Dir die 33 Lieder nicht geschickt". E. T. A. Hoffmann wählte das Versehen zum Mittelpunkt seiner berühmten Novelle „Das Fräulein von Scuderi". Der Held der Erzählung, der Goldschmied Cardillac, ist der Sohn einer Frau, die von dem goldprunkenden Kleide eines Ritters bestochen, sich in ihrer Schwangerschaft während eines Hoffestes diesem hingeben wollte; als der Ritter sie in seinen Armen hielt, traf ihn der Schlag und die schreiende Frau wurde mit Mühe den krampferstarrten Fingern des Verführers entwunden. Ihren Sohn aber peitscht eine unstillbare Gier nach Gold und Geschmeide ruhelos durchs Leben und führt ihn allen Gewissensqualen zum Trotz von Diebstahl und Raub zu vielfachem Mord. Dieses hochromantische Motiv kehrt in einer ländlich einfacheren Version wieder in Immermanns grossem Dorfroman „Münchhausen": eine Schwangere wird von der heftigsten Einbildung geplagt, ihr Mann verunglücke auf der Jagd und nimmt ihm das Versprechen ab, nie mehr auf die Pirsch zu gehen. Er aber schleicht im Morgengrauen von ihrer Seite, steigt zu Pferde und stürzt vor den Augen der erwachten Frau in schlimmem Fall zu Boden. Der Sohn, mit dem sie niederkommt, verspürt eine unbändige Leidenschaft zur Jagd, aber alle seine Schüsse gehen fehl[2]). Weniger phantastisch, dafür menschlich ergreifender hat Petöfi in seiner Novelle „Schecken und Falbe" die Tragödie eines Menschen geschildert, dem ein grosses rotes Feuermal im Gesicht den allgemeinen Spott und den Schimpfnamen „Schecken" eintrug. Sein Vater hatte in der Trunkenheit die Mutter ins Gesicht geschlagen, so dass sie frühe mit dem also Gezeichneten niederkam. Dieser Erwähnung des grössten ungarischen Dichters sei ein Volkslied der Zigeuner zugesellt, in dem die erwähnte Sitte, Bärenklauen zu tragen in der Schwangerschaft, um starke Kinder zu erzeugen, ihren poetischen Ausdruck gefunden hat.

---

[1]) „Heinrich Heines Familienleben" von Baron Ludwig von Embden, Hamburg 1892, Brief vom 8. V. 1824.

[2]) Immermann „Münchhausen" II, 7.

„Igen, igen, man dikhen
M're day kerdyas medvengre
Vunesla te som bares —".
„Ja, ihr könnt mich wohl anschauen!
Mütterchen trug Bärenklauen,
Stark bin ich darum wie die Eiche".

Wie in der Gesamtentwickelung der Kulturgeschichte, so kann man auch in der Literatur aus der Auffassung des Versehens den Geist der Zeiten diagnostizieren. Erfassten die Klassiker das Problem tiefsinnig, fast wissenschaftlich, flochten die Romantiker es episodenhaft in die bunte Kette ihrer mystisch-dramatischen Erzählungen, in der Moderne sank es herab zum Tummelplatz billiger Satire. Selbst wenn ein so ernster Dichter wie Arthur Schnitzler es in den Kreis seiner Stoffe zieht, verwendet er es zum Thema einer nicht einmal geschmackvollen Farce[2]). In „Andreas Thameyers letztem Brief" nimmt ein Mann freiwillig Abschied vom Leben, weil seine Frau ein schwarzes Kind gebar, nachdem sie sich während seiner Abwesenheit in einer — offensichtlich erlogenen — romantischen Situation an einem Neger der Ausstellung versehen zu haben vorgab. Die klatschsüchtige Nachbarschaft aber spöttelt und zischelt über das „Versehen", so dass der biedere Ehemann, in seiner philiströsen Beschränktheit von ihrer Unschuld überzeugt, seinem Leben ein Ende bereitet.

Im Hinblick auf diese tragikomische Affäre ist es nicht ohne Interesse, dass in der Tat die Tageszeitungen in dem Jahr der Wiener Weltausstellung Nachrichten über derartige Geburten schwarzer und gesprenkelter Kinder in Wien brachten, deren Mütter sich versehen haben wollten. Unter Berücksichtigung der vielfachen Erfahrungen, die besonders in Amerika bezüglich der sexuellen Einflüsse fremdfarbiger Männer auf Europäerinnen gemacht wurden und eine geradezu suggestive Anziehungskraft dieser auf sexuell labile Frauen offenbarten, müssen sämtliche einschlägige Fälle der Wahrheit und Dichtung dem Bereich wissenschaftlicher Kritik entzogen werden, selbst wenn sie in medizinisch wissenschaftlichem Gewande erscheinen, wie George Lawsons Bericht über

[1]) Arthur Schnitzler „Dämmerseelen" 7. Aufl. 1907.

einen Fall von Versehen an einem Neger im Londoner Kristallpalast[1]).

In diese Kategorie gehört auch das Thema des bekannten humoristischen Gedichtes „Die Mohrenwäsche" des vielbegabten schlesischen Dichters und Schauspielers Holtei[2]), in dem sich eine junge Frau an einem Mohren, wie sie als Embleme vor Apotheken aufgestellt sind, versieht. Bizarrer aber als das harmlose Versehen an Negern ist das Motiv einer Geschichte, die Rudolf Presber den „Knick im Ohr" nannte, in der eine Neuvermählte in den Flitterwochen viel an einen Jugendfreund denken muss, der einen Knick im Ohr hatte, und ein Kind mit dieser merkwürdigen Missbildung zur Welt bringt. Auch diese Humoreske findet ihr realistisches — auch reales? — Analogon in dem von Björnson[3]) berichteten Fall, wonach sich seine Frau auf einer Eisenbahnfahrt an dem missgestalteten Ohr eines ihr gegenübersitzenden Fahrgastes versehen haben sollte und hernach nochmals an den Schielaugen eines Bekannten. Noch eine andere Erwähnung aus dem skandinavischen Literaturkreis beweist, dass im Norden noch heute das Versehen gern von Volk und Dichtern bedacht und verwertet wird. Strindberg, der sich mit der grössten Vorliebe, der grössten Kenntnis und dem grössten Erfolg von allen Dichtern den psychopathischen Grenzgebieten des Seelenlebens zugewendet hat, sucht in seiner grossartigen Autobiographie, die er „Vergangenheit eines Toren" betitelte, „die ersten Wahrnehmungen des Kindes, Furcht und Hunger" durch vorgeburtliche Einflüsse zu erklären[4]). „Diese Furcht war vermutlich keine Eigentümlichkeit des Kindes, nur hatten vielleicht die Stürme, denen die Eltern ausgesetzt waren, während es im Mutterleib getragen wurde, einen besonderen

[1]) George Lawson „Transactions of the clinic. Society" Bd. V. 1872 S. 158.

[2]) Karl von Holtei „Schlesische Gedichte" 20. Auflage, Breslau 1893.

[3]) Neue Deutsche Rundschau VII. Jahrgang S. 799 (zitiert nach Thraenhart „Das Versehen der Frauen" in „Geschlecht und Gesellschaft" Bd. V 320 im Original jedoch unauffindbar).

[4]) August Strindberg „Vergangenheit eines Toren" Bd. I. Berlin 1894 S. 3.

Einfluss auf ihn ausgeübt; und es hatte stark gestürmt.“ Weitaus am Groteskesten ist Gustav Meyrinks Satire „Dr. Lederer“[1]), ohne dass er jedoch diesen dankbaren Stoff so wenig wie die vorgenannten Autoren mit der ihm sonst eigenen Originalität zu meistern vermochte. Der Erfinder eines Scheinwerfers projiziert die Photographie eines abscheulichen Menschen an die Wolken, wonach in der allgemeinen Aufregung eine Schwangere mit einem ebenso hässlichen Kinde niederkommt und des Ehebruches mit dem unschuldigen Übeltäter angeklagt wird. Auch die scheinbar einzig ernste, grossangelegte und des Motives würdige Behandlung des Versehens in der neueren Dramatik hat in Franz Dülbergs „Cardenio“ (Uraufführung in Nürnberg am 13. April 1912) keine glückliche Fassung gewonnen. Der Stoff, der von Gryphius stammt („Cardenio und Celinde“ 1650) ist wegen seines ausschweifenden, wollüsstig-fantastischen Inhaltes schon zweimal in der Romantik dramatisch behandelt worden, von Achim von Arnim in dem grossen Doppeldrama „Halle und Jerusalem“ und von Immermann in seinem berühmten Trauerspiel „Cardenio und Celinde“. Aber erst Dülberg bereicherte die ohnehin von Phantastik überladene Erzählung um die effektvolle Pointe eines auf der Bühne dramatisch vorgeführten Versehens. Cardenio hat mit der Bologneserin Olympia ein Liebesverhältnis. Ein vornehmer Freier, den sie abgewiesen, beschleicht sie nächtens unter der Maske des Cardenio und vergewaltigt sie. Mit ihrem Leibe ist ihr Ruf geschändet. Der abgewiesene Freier spielt den Edelmütigen und bietet der Entehrten seine Hand. Nach ihrer Hochzeit erfährt Cardenio von ihr das Geheimnis ihres Gatten. Er rast vor Wut und Eifersucht. Olympia ist schwanger von dem Fremden, aber ihr Kind soll seine Züge tragen. Er fasst den Plan, sie solle sich an ihm versehen. Er schleicht in ihr Schlafzimmer, erschreckt sie, sie versieht sich an ihm, aber da erscheint der Gatte. Cardenio ersticht ihn und dann sich, Olympia aber beschliesst dieses wahrhaft dunkelsinnige Drama mit dem Ausruf: „Cardenios Kind!“ In ernstem, darum aber nicht weniger anspruchslosem Gewande tritt das Versehen offensichtlich als ein schwacher Reflex der ungleich tieferen Goetheschen Darstellung auf in Ursula Zöge von Manteuffels Roman „Das Majorat“[2]). Die Hochzeitsfeier

[1]) Gustav Meyrink „Orchideen“ München (Langen).

[2]) Manteuffel „Das Majorat“ Berlin (Janke) 2. Auflage.

der Baronin von Starffeck-Eckermann wird jäh gestört durch das Hereinstürmen des zu Tode verletzten früheren Geliebten. Sterbend sinkt der Selbstmörder vor ihr nieder. „Baronin Mathilde war zu nervenstark, um in Ohnmacht zu fallen, aber sie litt noch nach Jahren an einer sonderbaren Halluzination, die sie freilich niemandem verriet; wenn sie in einen Spiegel blickte, sah sie aus demselben nicht ihr eigenes Bild hervor, sondern dies sanfte, blasse Totengesicht etc.“ Als die junge Mutter nach Jahren ihren Erstgeborenen empfing, „ging ein leichter Frostschauer durch ihren Körper. Welch dämonischer Zauber hatte denn hier das Bild eines längst zu Staub Gewordenen wieder heraufbeschworen? Sah denn niemand, dass diese winzigen Züge eine frappante, fast karrikierte Ähnlichkeit mit einem trugen, dessen warme dunkle Augen einst brechend auf ihr geruht hatten?“ Kurze Erwähnung findet ein Versehen an einem Truthahn in dem englischen Roman „Die stolze Katharina“ von B. M. Croker[1]). Schliesslich sei es dem Entstehungsort dieser Schrift und ihrer Bestimmung als folkloristische Abhandlung zugute gehalten, wenn als ein wirklich populär-literarisches Beispiel eine Stelle aus der im Berliner Volk viel gelesenen Romansammlung „Lemkes sel. Witwe“[2]) in Berliner Dialekt zitiert wird. Eine mit ihrer Portierfrau nicht gerade in holdem Frieden lebende Schwangere beschliesst einen ihrer Zornausbrüche mit der Befürchtung: „Na — und wie mia die Uffrejung schadet, wat soll denn det forn Kind werden! Wenn ick ma mich vakieke, denn wird's 'n Krippel oda 'n Mörder, denn ick beschäftje mia bloss noch in Jedanken, wie ick dem Pottjehweib de Haare von'n Kopp reisse und se det Jenick breche!“

So lebt der Glaube an das Versehen der Schwangeren von den Malaiischen Inseln und der Suaheliküste bis hinauf zu „Islands eisigem Fels im Meer“ und den Halligen im Nordseesturm, in den Büchern, in denen Buddha vor Jahrtausenden seinem Volk die Weisheit des Lebens überliefert haben soll, bis zum Volksroman des modernen Grossstadtproletariats — unauffindbar in seinen Anfängen, undefinierbar in seinem Ende. Unzählig sind die Beispiele, die Chronik und Novelle, Volksmund und Ärztejournal zusammengetragen, jedes für sich schwächlich und nichtig, alle zusammen ein

[1]) B. M. Croker „Die stolze Katharina“ a. d. Engl. v. A. Vischer. Engelhorns Verlag Stuttgart 1911. S. 51.

[2]) Lemkes sel. Witwe „Zur unterirdischen Tante“ von Erdmann-Graeser. 15. Aufl. S. 183. Humoristischer Roman aus dem Berliner Leben.

gewaltiges Heer, dessen Macht selbst die Gegner nicht missachtet. „Les annales des sciences n'offrent peutêtre un seul exemple d'une croyance plus ancienne et de nos jours encore plus répandue!" „Die Annalen der Wissenschaft kennen vielleicht keinen anderen Glauben, der älter und noch in unserer Zeit so verbreitet wäre wie das Versehen[1])." Aber wie das Problem selbst die Meinungen bis zu den extremsten Polen des Für und Wider getrieben, so ist auch die Wertschätzung der Volksstimme den widersprechendsten Urteilen unterlegen. Selten ist ein Gegner so weit gegangen in seiner Ablehnung wie Blondel: „Diese Meinungen kommen mir so lächerlich und so abgeschmackt vor, dass ich sie für pöbelhafte Irrtümer halten muss", nicht viele in ihrer Befürwortung so weit wie Jouard: „Qui oserait révoquer en doute la vérité et l'exactitude des faits que contient l'histoire des envies et des frayeurs des femmes enceintes? S'il s'en trouvait d'assez hardis, d'assez téméraires pour cela, on leur répondrait: Vox populi, Vox Dei!". „Wer wagt die Wahrheit und Genauigkeit der Dinge zu bezweifeln, die die Geschichte der Gelüste und des Versehens der Schwangeren uns kündet? Und fände sie jemand zu kühn, zu vermessen, man müsste ihm entgegnen: Des Volkes Stimme ist Gottes Stimme!"

In medio veritas. Die „Philosophie der Wochenstube" enthält Wahrheit und Dichtung wie alle Philosophie. John Stuart Mill, dieser charaktervolle Bekämpfer der Metaphysik und des Apriorismus, dieser scharfsinnige Psychologe und Volkskenner, hat solchen Sceptikern und Enthusiasten gegenüber die Glaubwürdigkeit des Volksmundes in den ihr zugemessenen Grenzen bestimmt mit den Worten: „Popular opinions, on subjects not palpable to sense, are often true, but seldom or never the whole truth. They are a part of the truth". „Volksmeinungen über Dinge, die sich der sinnlichen Wahrnehmung entziehen, sind oft wahr, aber selten oder nie die ganze Wahrheit. Sie sind ein Teil der Wahrheit". Das ist das gerechte Urteil über den Volksglauben an das Versehen der Schwangeren. Ihn zu ignorieren wäre Ver-

[1]) Isidore Geoffroy St. Hilaire „Histoire des Anomalies", Paris 1837, Bd. III, S. 341 ff.

blendung, Leichtfertigkeit ihn kritiklos anzuerkennen. Das Mass der Wahrheit aber und ihr Wesen zu bestimmen, bleibt späteren Arbeiten vorbehalten, nachdem Ziel und Aufgabe dieser Abhandlung sich darauf beschränkten, das ethnologische und literarische Material gegenüber den üblichen vereinzelten Angaben zusammenzustellen und im Gegensatz zu den chronologischen Aufzählungen kritisch zu sichten. Als Frucht dieser systematischen Analyse kann es als bewiesen gelten: dass entgegen der bisherigen Ansicht der Glaube an das Versehen der Schwangeren trotz seiner Verbreitung einer einheitlichen altasiatischen Quelle entspringt und durch die ganze Entwickelung der Kultur hindurch noch heute in fast ungeändertem altasiatischen Gewande im Volke weiterlebt, ein psychologisch ebenso interessantes wie medizinisch fesselndes Problem für zukünftige Forschungen.

Lebenslauf.

Ich wurde am 29. IX. 1888 zu Halle a. d. S. als Sohn des Arztes Dr. Arthur Kahn geboren. Ich bin jüdischer Konfession. Bald nach meiner Geburt wanderten meine Eltern nach Amerika aus, wo ich zuerst in Hoboken, dann in New-York meinen frühesten Schulunterricht genoss. Nach unserer Rückkehr in die Heimat zu Beginn des Jahres 1896 und einem einjährigen Aufenthalt in Hamburg, wo ich die Talmud-Tora-Schule besuchte, nahmen wir wieder in meiner Geburtsstadt Wohnsitz und ich kam nach einem kurzen Besuch der dortigen Bürgerschule auf das Städtische Gymnasium, in dem ich bis Quarta blieb. Durch erneuten Wohnungswechsel vertauschte ich dieses mit dem Städtischen Gymnasium zu Bonn a. Rh., auf dem ich das Einjährige Zeugnis erhielt. Die drei letzten Schuljahre bis zur Erreichung des Abiturіums absolvierte ich auf dem Sophien-Gymnasium zu Berlin. Ostern 1907 wurde ich an der Berliner Universität immatrikuliert, an der ich im Sommer 1909 nach ununterbrochenem Berliner Aufenthalt die ärztliche Vorprüfung bestand. Auch in den klinischen Semestern studierte ich ausschliesslich in Berlin und legte Ostern 1912 hier das Staatsexamen ab.

Fritz Kahn.